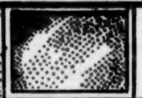
Die Mennonitische Rundschau



Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

40. Jahrg. Scottdale, Pa., 11. Juli 1917. No. 28.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Herr, in dieser Zeit Gewog,
Da die Stürme rastlos schnauben,
Wahr, o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog.

Der noch sieht in Nacht und Fluch,
Eine Spur von deinem Lichte,
Ohne den die Weltgeschichte
Wüster Greuel, nur ein Buch —;

Doch wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborgnen Fäden lenkt;

Daß, ob wir nur Einsturz schauen,
Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande,
Doch schon leise durch die Lande
Waltet ein geheimes Bauen;

Herr, der Erdball wankt und kreist,
Laß, o laß mir diesen Glauben,
Diesen starken Hort nicht rauben,
Bis mein Geist dich schauend preist!

E. Geibel.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Weinstock und Reben.

Herr, laß uns gleich den Reben
Mit dir verbunden sein!
Von dir kommt alles Leben,
Das Wachsen und Gedeihen.

Und gerne will er heilen,
Was unnütz er erkannt.
Drum greifet auch zuweilen
Zum Messer seine Hand.

Herr, laß uns stille halten
In solcher Prüfungszeit;
Dann wird er reich entfalten
Des Segens Herrlichkeit. M. U.

Ohne und mit Jesus.

Ohne mich könnet ihr nichts tun. Joh. 15, 5.

Das ist eins von den Jesuworten, die den glaubenlosen Menschen ein vollständiges Rätsel sind. Ja auch manchem nicht ungläubigen Manne fehlt alles und jedes Verständnis für diesen Ausspruch. Lehrt nicht der Augenschein und die tägliche Erfahrung genau das Gegenteil? Es unterliegt doch nicht dem geringsten Zweifel, daß Millionen ohne Jesus wirken, einfach schon aus dem Grunde, weil sie überhaupt gar nichts von ihm wissen. Nehmen wir einmal eine Großstadt mit ihrem Getriebe an. Da stehen jeden Morgen Hunderttausende auf und eilen so schnell sie können an ihr Tagewerk. Da wird gearbeitet, gewirkt, geplant, berechnet und Körper und Geist scharf angestrengt. Wieviel von all diesen Menschen denken wohl an Jesus und wirken mit ihm? Die Zahl ist verschwindend klein. Da werden gewaltige Bauwerke aufgeführt, es werden Vermögen errafft, und alles drangewendet, das Glück zu erjagen. Und vielen gelingt es auch. Man schaue nur die vielen Paläste der Reichen und die feinen Wohnhäuser der Begüterten an, bis auf die hübschen, mit Komfort ausgestatteten Arbeiterwohnungen. Jesus hat mit all diesen Bestrebungen und Errungenschaften wenig zu tun, in den meisten Fällen gar nichts. Oder schauen wir in die große Welt hinein. Welch ein rastloses Wirken bei den Männern der Wissenschaft und der Technik. Was wird da erforscht, was entdeckt, was erreicht! Fast jeder Tag berichtet uns von neuen Erfindungen und Entdeckungen, eine ist erstaunlicher als die andere. Und die Männer verkünden es laut der Welt: Das tun wir aus eigener Kraft, wir beherrschen mit unserm Geist den Stoff, wir sind die Herren der Erde und verbringen Wunder.

So sieht es wirklich in der Welt aus. Und wir wissen auch, daß sich manche, die es christlich, treu und ehrlich meinen, sich abmühen und abplagen, aber gleichwohl auf keinen grünen Zweig kommen. Und die andern, die von Gott und dem Glauben nichts wissen wollen, schauen ihnen zu und haben nur Spott und Hohn für die „Frommen". Und da hat schon mancher dem Herrn Jesu den Abschied gegeben und hat denen geglaubt, die da sagen, die strenge Moral des Christentums passe nicht in die kalte, nüchterne Welt der Tatsachen, ja die Beobachtung der göttlichen Gebote sei ein direktes Hindernis für das Fortkommen in der Welt. Auf die Höhe komme man nur ohne den Glauben mit seinen unpraktischen Träumereien. Viele haben sich durch solche Reden verführen lassen und haben nachher behauptet, von der Zeit an, da sie dem Herrn den Rücken gekehrt, sei es ihnen in der Welt besser, ja gut gegangen.

Wie nun? Sollten diese Stimmen recht haben und Jesus unrecht? Das ist ganz undenkbar. Was Jesus sagt, das ist die lautere Wahrheit, und dabei wird es bleiben in Ewigkeit. Wir müssen nur sein Wort richtig verstehen. Der Herr spricht hier zu seinen Jüngern, zu denen, die seinem Worte glauben und sich dadurch treiben lassen. Haben die Jünger etwas geleistet? Ihr Meister sendet sie wie Schafe unter die Wölfe, er sendet sie aus ohne Geld, ohne äußere Mittel, er sendet sie aus, um die Welt durch sein Evangelium für sich zu erobern. Sie waren vorher Fischer und Zöllner, Männer ohne weltliche Bildung. Wohin sie kamen, da sind die aufrichtigen Herzen ihnen zugefallen, es entstanden Gemeinden hier und da, die Feuerherden glichen, von denen die Funken weiter und weiter sprangen. Nach drei Jahrhunderten war das römische Weltreich vom Evangelium bezwungen. Wir sehen hier: Mit Jesus kann man das Größte, das Gewaltigste, was es gibt auf Erden. Die Welt erobern, das ist ein Riesenwerk, die Herzen erobern für den Himmelskönig und sein Reich, das ist noch etwas ganz anderes, das ist der edelste, herrlichste Sieg. Dadurch werden Seelen gerettet, erneuert, geheiligt.

Mit Jesus alles, ohne ihn nichts. Mögen die Meschen wie dort bei Babel einen Turm bauen, der in den Himmel reichen soll, sie sind nicht einmal in die Wolken mit ihren Bau gekommen. Und alle die großen Bauwerke der Welt, die stolzen Errungenschaften, was sind sie in der Ewigkeit, welchen Wert haben sie da? Nicht den geringsten. Es bleibt alles in dem großen Todesloch liegen und vergeht mit dieser Welt. Wenn der Richter aller Welt die Menschen sammelt um seinen Richterstuhl, was gelten da Schätze und Reichtümer, was Künste und Wissenschaften, können sie auch nur einen Augenblick uns Trost geben? Wert hat da nur das Werk, das in Jesu getan war. Nur was aus der Ewigkeit stammt, göttliche Kraft, Glaubensstärke, das bleibt in Ewigkeit und gereicht dem Herrn zur Ehre, wie uns zur Freude.

Unser Text ist ein Teil des bekannten Gleichnisses vom Weinstock und den Reben. Die Rebe bringt nur dann Frucht, wenn sie am Weinstock bleibt, wenn dessen Kraft und Saft sie durchdringt. Das ist die Bedingung zum Fruchttragen: am Weinstock bleiben. Der Weingärtner mag die Schößlinge und das überflüssige Holz abschneiden, aber das ist nötig, daß die Reben mehr Frucht bringen. So macht es auch der Herr. So bleibe denn an ihm. Das ist selige Gemeinschaft.

Friedensbote.

Aus dem Leben einer Arbeiterfrau.

Von ihr selbst erzählt.

„Unser Gott hat mich nie vergessen! — Wunderbar hat er mich oft geführt; aber immer war das Ende seiner Führung ein gutes Ende. Nicht Reichtum hat er mir beschert — Armut und Not war reichlich mein Teil, aber geholfen hat er mir immer und gesegnet, wo ich nichts sah als Nacht."

„Ich war ein Mädchen von zwanzig Jahren, als ich um meiner Gesundheit willen meinen ersten Dienst verlassen mußte. Ich war gerne in einer Stelle gewesen als zweite Magd in dem Gasthof eines kleinen Landstädtchens, aber der Dienst war streng, und der Doktor schickte mich heim zu meiner Mutter um mich zu erholen. Ich war des Landlebens schon ungewohnt, und sobald ich mich kräftig fühlte, ließ ich meine Augen umherwandern, um so bald als möglich einen Platz zu finden, der für mich passend wäre. Da kam eine Base aus der nahen, gewerbreichen Stadt herunter zu uns und erzählte, sie wisse jetzt einen rechten Platz für mich: In der Nähe sei eine Frau bestorben, die ein kleines Konditoreigeschäft betrieben habe; sie habe einen einzigen Sohn hinterlassen, der ohne Verwandte allein dastehe und sich nach einer Haushälterin umsehe. Mir leuchtete das ein. „Haushälterin" zu werden, entsprach meinem Ehrgeiz; die große Stadt lockte mich, wenn sie mich auch mit einigem Bangen erfüllte; — ein Konditoreigeschäft, das sah nach etwas aus! Kurz, die Stelle kam mir verlockend schön vor, und ich versprach der Base, die Stelle zu übernehmen und den Haushalt bestmöglich zu besorgen.

So zog ich denn eines Tages hoffnungs- und erwartungsvoll in die Stadt. Wie klopfte mir das Herz! Würde ich die Stelle genügend ausfüllen können? Ich ging zur Base und mit dieser dem Hause meines künftigen Herrn zu. Wie staunte ich, als wir in einem engen Gäßchen vor einem kleinen Hause stillhielten! Eine schmale Glastür und ein winziges Fensterchen zu ebener Erde zeigten den Laden an, über dem geschrieben stand: Kleinbäckerei von T. N. Sonderbar! Ich schielte meine Base von der Seite an und stieg die Treppe hinauf. In einer kleinen, dürftigen Wohnung empfing uns ein schmächtiges blasses Männchen, dem Hunger und Kummer in jeder Miene geschrieben standen; aber seine guten blauen Augen ruhten mit so freundlichen Blick auf mir, daß ich schnell alle Enttäuschung herunterschluckte und die Bilder, die ich mir vorgemalt, vergaß.

Ja, es war freilich ganz anders gekommen. Meine Stellung war eine sehr bescheidene. Die Mutter vom Herrn N. hatte ihr Geschäft nicht zu halten vermocht; sie hatte fleißig kleines Gebäck aus Butterteig und und eine Art Waffeln gemacht; aber er Ertrag muß gering gewesen sein. Als sie starb, hinterließ sie etwas mehr als tausend Franken — Schulden, die an Zucker, Butter und

Milch aufgelaufen waren. Der Sohn stand ratlos. Die Freunde rieten ihm, der Mutter Schulden nicht auf sich zu nehmen; aber er wollte ihren Namen fleckenlos erhalten und mühte sich rastlos ab, die Schulden nach und nach zu tilgen. Da ging es freilich knapp zu. Jeden Samstag standen die Leute und bestürmten ihn um Bezahlung. Er gab den letzten Groschen. Kam er zu mir, dann sagte er: „Brauchen Sie Lohn?" — „Ach nein, jetzt noch nicht, geben Sie mir dann, wenn Sie gut können!" — Ich wußte, er hatte kein Geld. — Das wiederholte sich alle Wochen — ein halbes Jahr — ein ganzes Jahr; ich habe nie meinen Lohn erhalten. Ich hätte meinen Dienst kündigen und gehen können — und warum nicht? — Aber Herr N. war so seelengut, so geduldig mit mir, so geplagt und so allein, ich konnte es nie übers Herz bringen, fortzugehen. — Nach Verlauf eines Jahres war ich seine Frau. Ich wußte, was meiner wartete, kannte die Schuldenlast, die nur um ein wenig sich vermindert hatte und die ich nun teilen sollte im Tragen; aber ich habe den Schritt nie bereut; ich habe geholfen zu arbeiten und zu sparen, und heute nach zwanzigjähriger Ehe, haben wir keine Schulden mehr. Reich sind wir nicht geworden; die Mühe ums tägliche Brot ist geblieben, und wenn ich meinen Mann frage: „Wann bekomme ich meinen rückständigen Lohn?", dann lacht er und sagt: „Am silbernen Hochzeitstag."

Viele schüttelten den Kopf über meinen Leichtsinn, in diese Verhältnisse hineinzuheiraten, hätte es auch besser haben können; aber ich konnte einmal nicht anders, mein Mann hatte mich nötig. — Schwer waren die ersten Jahre, unsagbar schwer. Krankheit zog ein und aus bei uns, Kinder kamen und wollten miteſſen und gekleidet sein. Wir sparten und sparten, aber es ging nicht voran. Einmal war die Not gar groß. Die Pfändung drohte uns, und wir hatten wirklich bittern Hunger. Da machte sich mein Mann auf zu einer Frau Regierungsrat, die schon oft Ware bei uns geholt und sehr freundlich mit uns gesprochen hatte; diese Dame nun wollte er um ein Darlehen bitten. Das war ein saurer Gang! Ich habe daheim zum lieben Gott gerufen und ihn gebeten, das Herz der Frau zu lenken und uns zu helfen — und siehe, mein Mann kam und brachte vierhundert Franken geliehenes Geld. Jede Woche sollte er der Frau Regierungsrat frische Waffeln bringen und einen oder zwei Franken bare Abzahlung. Wir weinten vor Freuden. Die dringendste Schande war abgelenkt. Wir verkauften dann den Laden sowie das Geschäft, zogen in ein kleines Häuschen vor der Stadt, und beschränkten unsere Kunst auf die in unserer Küche mögliche Zubereitung von Waffeln und Bretzeln, die mein Mann hausierend loszuwerden suchte. Da ging's eine geraume Zeit besser. Wir hatten zweihundert Franken an der Schuld bei der gütigen Frau Regierungsrat abbezahlt. Da kam die Not wieder. Jede arme Frau weiß, daß es in unsern Kassen immer geht wie bei der Ebbe, daß Wasser immer mehr und mehr zurückgeht, und dann ist nichts mehr da, bis die Flut wieder steigt — ach, nicht die Flut der Franken, sondern die Flut der Schulden, die immer näher und näher kommt und uns zu verschlingen droht. — Wir konnten mit dem besten Willen nichts mehr abzahlen — da schämte sich mein Mann und ging nicht mehr in das vornehme Haus. —

Einst an einem Sonntag, als wir zwei inmitten unserer vier Kinder harmlos auf der großen Straße vor dem Tor spazierten, da stand plötzlich die Frau Regierungsrat vor uns, schaute uns mit großen, scharfen Augen strafend an und hielt uns eine gewaltige Standrede über unser Unrecht, die Schuld zu vergessen, daß ich zitterte und mein Mann über und über rot wurde und sich vor den Kindern schämte. Endlich stammelte er: „Frau Regierungsrat, gewiß, ich hätte es gerne getan, aber ich konnte keinen Franken abzahlen." — „Aber mit der Ware hätten Sie doch kommen können. Ich erwarte Sie von nun an wieder regelmäßig." — Damit ging sie, und wir hatten genug des Spazierens.

Als mein Mann wieder hinkam, war die gnädige Frau sehr freundlich. — Ein paar Wochen nachher hatte sie Geburtstag. Ich wußte es und machte auf diesen Tag die schönsten Waffeln, ordnete sie in ein Körbchen auf schneeweißes Papier — ich wußte, sie mochte sie gern essen — und trug sie selbst, mein Mariechen an der Hand, hin. Die Frau Regierungsrat war sehr freundlich, bewunderte meine Gabe, erkundigte sich nach unsern Verhältnissen und drückte mir schließlich ein Papierchen in die Hand. Daheim angekommen, fand ich darauf die Quittung für die zweihundert nicht zurückbezahlten Franken. Wir feierten ein Freudenfest, jubelten wie die Kinder und priesen die Güte der Frau, die uns den Stein von den Fersen genommen.

Dann wandelte sich's ein paar Jahre leichter. Man glaubt nicht, wie wohl es einem ist, wenn man um eine Schuld ärmer ist. Dieselbe Frau hat uns nochmals Gutes getan, und zwar eben wieder in einer Zeit, als die Not sehr groß war und mein Mann und ich oft seufzten: „Wie lange können wir uns wohl noch halten?" Milchmann, Bäcker und Zuckerlieferant drohten und plagten uns. — Da kam einmal ein großes Papier in unser Haus. Es war die Todesanzeige der Frau Regierungsrat. Wir beklagten sie mit aufrichtigen Tränen und gedachten dankend ihrer Güte. Am Nachmittag kam ich in das Haus des Anwalts der Verstorbenen. Da sagte seine Frau: „Wissen Sie es schon, Frau N.?" — Ja, die gute Frau Regierungsrat ist gestorben, es tut uns so leid." — „Ach nein, nicht das meinte ich — sie hat Ihnen vermacht; mein Mann hat es mir gesagt!" — Ich starrte die Sprechende an. — „Ja, ja, sie hat Ihnen 250 Franken vermacht, und mein Mann wird sie Ihnen bald ausbezahlen!" Ich traute meinen Ohren nicht. Ich rannte mehr als ich ging unserm Hause zu.

„Mann, lieber Mann, höre! Gott hat uns nicht vergessen! Er schickt uns 250 Franken!" — Es dauerte lange, bis mein Mann die Sachlage begriff, dann weinte auch er. Das Geld kam. Wir bezahlten den Bäcker und den Milchmann und waren zu Ende mit dem letzten Franken, ehe wir's uns versahen. Aber unser Herz war voll Dank und Freude über die Hilfe, die uns geworden. — Seither ging es besser. Wir steckten nie mehr so tief in der Flut. Gott half immer, oft unerwartet und plötzlich! Er ist ein guter Vater. Wohl allen, die auf ihn trauen!"

Sei stille dem Herrn.

Wie oft in diesem Leben
Muß jede Seel' hingeben
Das Liebste in den Tod!
Doch, o mein Herz, sei stille,
Es ist des Höchsten Wille,
Vertraue nur dem treuen Gott.

Das Leben wie das Sterben
Wär' für des Himmels Erben
Gar nicht so trüb und schwer,
Wenn's nur im tiefsten Herzen
In dieses Lebens Schmerzen
Auch stille, so recht stille wär'!

Recht stille in den Freuden,
Noch stiller in den Leiden,
Heb' deinen Blick empor;
So wirst du einstens droben
Den Herrn für alles loben,
Verklärt im höhern Jubelchor.

Wieder eine Nachricht aus Rußland.

Molotschansk, den 6. März 1917. Lieber Vetter! In dieser historisch so denkwürdigen Zeit fühle ich mich gedrungen, Dir in Eile einiges zu schreiben. Gott sei Dank! Wir sind in wenigen Tagen freie Bürger in einem freien Staate geworden. Was in Petrograd und andern Städten geschehen ist und wie sich die Sache weiter entwickeln wird, lest ihr in Euren Zeitungen, und ist also nicht nötig, darüber zu schreiben. Unter dem alten Regime haben wir Mennoniten in der letzten Zeit schwer leiden müssen. Gott weiß, daß wir beim Ausbruch des Krieges und später durchaus ehrlich und sehr warm für unser russisches Vaterland eingestanden, ich glaube, nicht weniger als unsere russischen Brüder (Nationalrussen). Aber die alte Regierung hat es verstanden, diesen Patriotismus stark herunterzudrücken.

Wie ihr wisset, standen wir an der Frage einer allgemeinen Auswanderung und dachten natürlich zunächst an Nordamerika (Vereinigte Staaten oder Canada). Jetzt ist die Sache etwas anders. Noch ist ja manches nicht eingültig geklärt, aber so viel ist sicher: Wir schließen uns der neuen Regierung voll und ganz an und glauben, daß die Grundlage zu einer bessern, gesegneten Zukunft Rußlands in ökonomischer, kultureller und geistlicher Beziehung gelegt ist. Ich denke auch, an eine Rückkehr zur alten „Ordnung" ist nicht mehr zu denken, da fehlt jeder Rückhalt im Volk.

Das Verhältnis unserer russischen Nachbarn zu uns ist in dieser Zeit immer durchaus freundlich gewesen. Die wenigen Ausnahmefälle sind wohl fast immer auf

Aufreizung durch die Presse (nur einige Blätter) und dergl. zurückzuführen.

Auch in unserm Geschäft haben wir die unnatürlichen und durch den Krieg gar nicht entschuldbaren Maßnahmen schwer spüren müssen. Anfangs November 1914 wurde uns alles Arbeiten in unserer Muttersprache verboten. Am 2. Januar 1915 wurde unser Geschäft administrativ geschlossen. Es wurden verschiedene Reisen gemacht, petitioniert u. s. w. und so durften wir nach zwei Monaten wieder arbeiten, angeblich, „weil sich die Umstände geändert haben." Die Umstände waren selbstverständlich dieselben geblieben. Im Sommer 1915 wurde unser Br. H. J. Braun verurteilt zur Verschickung ins Gouvernement Jeniseisk, angeblich wegen baptisttischer Propoganda. Er bekam rechtzeitig Wind von der Sache und entging seinem Schicksal durch die Flucht. Er hat sich bis jetzt verborgen gehalten und lebte die meiste Zeit in Petrograd. Nun wurde sein Bruder Jak. Braun, unser Buchhalter, arretiert und mußte kurze Zeit in Berdjansk im Gefängnis sitzen, auch wegen baptistischer Propoganda, die man ihm nicht nachweisen konnte. Er wurde wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, kam aber doch bald frei, freilich nicht ohne bedeutende Kosten. Ueber unserm Haupt hat auch mehreremal das Domoklesschwert gehangen. Im vorigen Herbst hatten wir mehreremale das Magazin geschlossen wegen gewisser Befürchtungen.

H. Braun ist jetzt frei und kommt hoffentlich in diesen Tagen nachhause. Wir hoffen jetzt, allmählich wieder wie früher arbeiten zu dürfen ohne in beständiger Furcht zu leben. So Gott will, fahre ich nächstens nach Petr. wo mein Sohn die Revolution mit durchlebt hot. In unserer weiten Umgegend ist die Ruhe durch nichts gestört worden.

In unserer Familie sind wir gesund. Ich werde jetzt jedenfalls bald wieder viel mehr Arbeit haben. In Rosenort ist Schw. P. Neufeld sehr leidend, ebenso Schwägerin D. Boschmann. Diese schon so lange und schwer leidende Dulderin wird wohl bald ausgepilgert haben.

Unsere Leute wissen nicht wie sie die Ernte einbringen sollen; es fehlen die Arbeitskräfte.

Herzlichen Gruß an alle lieben Verwandte und Freunde.

A. Kröker.

Inbezug auf den obigen Brief schreibt der Einsender desselben, H. A. Wiens, Inman, Kansas: „Beiliegenden Brief erhielt ich gestern und schickte ihn zur Veröffentlichung. Schon lange erhielt ich keine Nachricht von dort, daher fühlt man sich jetzt so erleichtert, daß sie dort so gute Hoffnung für die Zukunft haben. Bei uns scheint die Zukunft doch wohl etwas dunkel. Wollen anhalten im Gebet. Mit Beschuldigungen gegen unsere Regierung ist uns ja nicht geholfen, unsere Aufgabe bleibt vielmehr, zu beten für unsere Regierung. Der Herr kann ihre Herzen lenken zu seinem Preise und unserm Besten.

Unter dem Beschmierten ist ungefähr zu lesen: „Unsere Leute wissen nicht, wie sie die Ernte einbringen sollen", stimmt das? (Ja, es stimmt, und es hat mich recht gefreut, daß der Zensor so liebenswürdig war, auf der andern Seite nicht nachzusehen wie das Geschriebene trotz seiner dicken Farbe deutlich zu lesen ist,besonders wenn das Blatt mit der Rückseite gegen einen Spiegel gehalten wird. Ed.) Wird es uns auch noch so ergehen? — Gruß an alle lieben Leser,

H. A. Wiens."

(Wir sind sehr dankbar, und unsere Leser sicherlich auch, für diesen Brief Ed.).

Meine Erfahrung.

„Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde, und rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen." Ps. 50, 14 und 15.

Dieses Wort Gottes verstehen in Wahrheit nur diejenigen, die in der Not den Herrn um Hilfe angerufen und sie gefunden haben. Und wahrlich, wer Gottes Hilfe in so direkter Weise und in solchem Maße erfahren hat, wie ich, der kann selbstverständlich nicht anders, wenn er sonst dem Geist Gotes folgen will, als Zeugnis abzulegen von dem, was Gott an ihm getan hat, und man fühlt, als sollte man ausrufen mit dem Psalmisten: Preiset mit mir den Herrn und lasset uns mit einander seinen Namen erhöhen."

Es sind bereits 20 Jahre her, seit ich die erste medezinische Präskription gemacht habe. Manches Leid und viel Freud habe ich in dieser Zeit mit meinen Patienten erfahren dürfen, und ich muß zu Gottes Ehre und zu seinem Lob und Preis sagen: „Herrlich stritt Jehovah, Zeboath. Manchen Schwerkranken habe ich vor den Thron Gottes gebracht, und Gott hat immer geantwortet, aber lange nicht immer nach Menschenwunsch, doch er wußte, was am besten war, und gab Gnade uns nahe an ihm zu halten. Es war für mich ein großer Genuß, daß ich immer sicher war: Gott macht keine Fehler mit uns Menschen. So sind die schwersten Krankheitsfälle nicht nur erträglich, sondern über Erwarten gut gegangen. Meine Arbeit machte mich glücklich und ich fand große Freude darin, daß Gott mich würdig geachtet, etwas für meine Nebenmenschen tun zu dürfen, bis ich selbst eine Art Herzsymptome bekam, wovon ich anfänglich keine Notiz nahm. Ich wollte dem Gedanken nicht Raum lassen, daß ich krank sei, und meine starke Natur hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht gleich aufgab. Doch es sollte noch anders kommen. Diese Herzsymptome verschlimmerten sich sehr und brachen schließlich in furchtbaren Krämpfen aus. Wer so etwas noch nicht erfahren hat, kann sich davon keine Vorstellung machen. Trotz aller Not hatte ich jedoch das große Glück, daß mein Kopf immer klar war, und ich konnte daher selbst meine Symptome studieren und mit anderen Doktoren konsultieren.

Doch es war alles vergebens, anstatt besser, wurde es stark schlimmer, und menschlich besehen und zu urteilen, war nichts sicherer, als daß ich sterben müßte, wozu ich auch große Freudigkeit hatte, Christus von Angesicht zu sehen, der mich wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung in ihm selbst, Es dauerte mir zu lange, bis endlich die Stunde kommen würde. Gottes Gedanken waren aber anders als die der Menschen. Es wurde viel für mich gebetet und mir Gottes Wort vorgehalten. Ich hielt mich an Gottes Verheißungen, die doch zu seiner Zeit in Kraft treten müssen, weil Gott nicht trügt, und mein größter Wunsch blieb, erlöst zu werden und beim Herrn zu sein, bis unwillkürlich einen Abend, den 29. Oktober, 1916, den ich nie vergessen werde, die Frage in mir aufstieg: „Herr, was willst du von mir? usw. Ich hielt Gott sein Wort vor, und so habe ich die ganze Nacht mit Gott gesprochen und um Erlösung gerungen. Das Resultat war ganz einfach und sehr deutlich. Obwohl schon viel für mich gebetet worden war, hatten wir doch noch nicht völlig dem Worte Gottes Gehorsam geleistet. Ich bekam die feste Ueberzeugung, es sollte dem Wort Gottes gemäß mit Händeauflegen über mich gebetet werden, dann würde Gott sich auf irgend eine Weise offenbaren, denn Jesus sagt doch selbst: „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf daß der Vater geehret werde im Sohn." Dieses wurde so groß und so fest in mir. Wenn Gott dadurch geehrt wird,wenn mir durch die Kraft Christi geholfen werden soll, so soll sein Wille geschehen. Ich bekam die große Gnade, daß ich Jesus im lebendigen Glauben bei seinem Wort nehmen konnte.

So wurde denn meiner Ueberzeugung nach über mir gebetet gleich nach dieser Handlung bekam ich noch einmal heftige Herzsymptome, aber bald verließen mich dieselben und ich aß ein großes Mittag, wie ich schon lange nicht hatte. und fühlte dann wie ein neuer Mensch, denn mein Herz war frei von den furchtbaren Krämpfen, die mich schon so zu sagen nicht mehr verließen seit einiger Zeit vorher.

Dann ging es mir so wie Petrus zu Jesus sagte: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus der lebendige Sohn Gottes." Nicht allein ich, sondern unser ganzes Haus hat großen Segen erfahren durch diese Erfahrung.

Möchten wir ganz für Gott leben und den Zweck erreichen, wozu wir hier leben, ihn zu verherrlichen in dem daß wir in der Tat mit Wort und Werk Zeugniß ablegen von dem, was Jesus in Wirklichkeit selbst für uns ist und von seiner Gnade, die er an uns spendet.

Ich kann zu seiner Ehre und zu meiner Freude sagen, ich habe vom 30. Oktober, 1916, rein nichts mehr von den Herzkrämpfen gespürt, bin ganz gesund und tue meine Arbeit mit Freuden.

Habe in der Tat in letzter Zeit besonders viel getan und es geht mir sehr gut, wofür ich sehr dankbar bin.

Es heißt im 50. Psalm, „Wer Dank opfert der preiset mich, und das ist der Weg daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Möchte Gott uns in letzterem nicht träge finden für alle Liebe und Gnade, die er uns erwiesen. Ihm allein Dank und Ehre! Möge diese Erfahrung anderen zum Segen gereichen, ist mein Wunsch und Gebet.

Ich fühle es als meine Aufgabe, nachträglich ein paar Worte der Warnung zu schreiben in bezug auf eingemachtes Fleisch wodurch ich selbst mein System vergiftete, welches sich durch die Zirkulation in die Muskeln des Herzes gesetzt hatte, infolgedessen ich große Not litt, und wäre Gott nicht selber ins Mittel getreten und mich von dem tödlichen Gift geheilt, dann wäre ich heute nicht mehr hier. Ich möchte daher raten, vorsichtig zu sein mit eingemachtem Fleisch, hauptsächlich Fischen, und selbst das bestaussehende Fleisch erst zu kochen oder zu braten, bevor es genossen wird, denn das nicht gut aussehende Fleisch ist ohne Frage nicht zu genießen. Gruß mit dem 138. Psalm.

Elisabeth L. Isaak.

Moundridge, Kansas.

Charakteristik eines Christen.

Wenn uns der Frühling neu erwacht
Mit seiner Pracht und Schöne,
Und frohes Leben uns gebracht
Die vielen Lobgetöne;
Wenn rings umher in Feld und Wald
Es lieblich unserm Schöpfer schallt:

Hört' ich so manchen Freudensang
Der Vöglein in den Höhen,
Ich ging beglückt das Tal entlang,
Die Schöpfung anzusehen.
Das Tal mit seinem Bergesrand —
Berauscht, erstaunt ich stille stand

Ich hörte an der Vögel Lob.
Wem machet es nicht Freude?
Ich sah' die Blume näher drob
Und siehe, alle beide,
Sie zeigten mir ein seltnes Bild,
Das einen Christen uns enthüllt.

Und frägst du, welche Blum' es war,
Die mich so hoch beglücket?
Die Rose, die so wunderbar
Mit Schönheit ist geschmücket.
Und sieh', gleich war mein Sinn gericht't
Auf das, was Salomo hier spricht:

„Zu Saron eine Blum' ich bin
Und eine Rof' im Tale."
Da kam mir der Gedanke ein,
Der ich als Pilgrim walle:
Daß wirklich, eine Rose ist
Ein schlagend Bild von einem Christ.

Wie lieblich lacht die Rof' uns an
Dort unten in dem Tale
Man muß sich unwillkürlich nahn
Mit süßem Wohlgefallen.
So sollst du, Christ, stets wandeln hier,
Daß es den Nächsten zieht zu dir.

Wie strömt die Rose süßen Duft,
Der weit und breit erfüllet
Mit ihrem Aroma die Luft
Wie Edens Abfluß quillet:
So soll von dir, der du ein Christ,
Der Duft ausgeh'n zu jeder Frist.

Es muß dein Mitmensch fühlen bald,
Der prüfend sich dir nahet,
Daß hier ein Herz voll Liebe wallt,
Das willig ihn umfahet,
Daß gern zu Trost und Rat bereit,
Betrübte gerne hoch erfreut.

Die Rose ist auch bald bekannt,
Sie bleibt nicht lang verborgen.
Man hat sie Unkraut nie genannt;
Man kennt sie heut' wie morgen:
So muß ein Christ auch sicherlich
Beim ersten Blick erkennen dich.

Doch woher hat die Pracht so schön
Die Rof' im Tale unten?
Woher den Duft so angenehm,
Wo ihren Reiz gefunden?
Versteh' es recht, wie hier gesagt:
Im Tal bekommt sie ihre Pracht.

So manchen Vorzug hat sie dort
Vor denen auf den Höhen;
An diesem ungestörten Ort
Kann ihr kein Leid geschehen.
Der Sturm, der auf den Bergen weht,
Ohnmächtig hier vorüber geht.

Und wenn die heiße Sommerglut
Verderbend droben senget,
Hat es die Rof' im Tale gut,
Wird nachts mit Tau besprenget.
Das Bächlein, das im Tale fließt,
Ihr stets ein Lebensvorrat ist.

O Mensch, der du willst sein ein Christ,
Hier hast du einen Spiegel,
Wenn du auf rechtem Wege bist,
Und hast des Geistes Siegel:
Wenn du im Demutstale bist,
Dein Fortgedeih'n gesichert ist.

Doch steigst du auf des Berges Höh'n,
Willst du dich selbst erheben,
Da kann es auch so leicht gescheh'n,
Das dir erlischt das Leben.
Wenn Leid und Trübsal auf dich stürmt,
Dann bist du, ach, so schlecht geschirmt.

Dann kommt an dich so brennend heiß
Versuchung, dann die Sünde,
Und bald rufst du im Todesschweiß:
Ich keine Rettung finde. —
Der Lebensquell, der unten fließt,
Hier droben unerreichbar ist.

Drum steig' herab, der hoch du stehst,
Und sinke tief im Staube;
Wenn aus dem Demutstal du flehst,
Wird dir gewährt dein Glaube.
Es steiget aus dem tiefen Tal
Zur Höhe auf so leicht der Schall.

Zwar mußt du auch im Erdental
Noch zwischen Dornen stehen.
Doch einst in jenem Himmelssaal
Wird dir kein Leid geschehen.
Dort darf man dann nicht klagen mehr,
Daß man wie unter Dornen wär'.

Drum lasset uns so wandeln hier
Im Tränental hienieden,
Daß einst im himmlischen Revier
Uns werd' ein Platz beschieden,
Daß unser Duft dem Herrn gefällt
Und er in seinen Saal uns stellt.

Da sind geborgen ewig wir.
Vor allen rauhen Stürmen.
Versuchung nicht, nicht Sünd' wie hier
Wird gegen uns sich türmen;
Gott selbst ist's, der als Sonn' uns
scheint,
Drin alles Leben sich vereint.

Da wird das „Heilig, heilig" dann
Die sel'ge Schar dort singen;
Dem einst erwürgten Oferlamm
Wird ew'ges Lob erklingen.
Wohl dem, der dann vor Gott dort steht
Und freudenvoll sein Lob erhöht.

Abraham H. Peters.

Bekenne Deine Fehler!

Fehler einsehen ist schon so schwer, daß es manche Menschen in der Schule des langen Lebens nicht zu lernen vermögen. Jedoch eingestehen, sich oder gar anderen eingestehen — nein, das geht den meisten über ihre Kraft.

Und warum denn? Weil sie unfehlbar zu sein glauben oder, wenigstens vor den Mitmenschen, so erscheinen möchten. Klug, weitschauend, hervorragend, geschäftstüchtig, stets den Nagel auf den Kopf treffend, nie einem Irrtum unterworfen, alles das möchten sie vorstellen und dafür bewundert werden. Und wenn dann gelegentlich die menschliche Unvollkommenheit so recht kraß und unübersehbar ihr Dasein beweist, so ist ihnen das peinlich, und sie bemühen sich, es zu vertuschen. Tausend Entschuldigungen lassen sich finden. Und vielleicht sind sie nicht einmal vonnöten, wenn man es nur geschickt versteht, anderen die Schuld zuzuschieben und sie für unsere Fehler verantwortlich zu machen! Gerade darin haben manche Menschen eine wirkliche Kunstfertigkeit. Man staunt über ihre Kunst, durch geeignete Beleuchtung ihre Entgleisung als notgedrungene Wirkung fremder Schuld erscheinen zu lassen. Wie erfrischend wirkt dagegen ein ehrliches Bekenntnis: „Daran bin ich selbst schuld, das habe ich dumm gemacht!" Es stimmt den Richter — alle Menschen sind geborene Richter, sobald es sich um andere handelt — sofort weicher und läßt die Torheiten in milderem erscheinen; auch für den Bekenner selbst bringt es Erleichterung, weil die immerhin Mut erfordernde Offenheit ein Gefühl der Befriedigung auslöst wie jede Selbstüberwindung. Da hat man nicht nur des griechischen Weisen Gebot: „Erkenne dich selbst!" erfüllt, sondern die für den Durchschnittsmenschen weit schwerere christliche Forderung: „Bekenne deine begangenen Fehler."

Ill. Staatsztg.

Das Evangelium von Christo

Warum schämt sich der Diener Christi des Evangelii von Christo nicht? nach Röm. 1, 16,

1. Weil es die herrlichste Botschaft für die Menschheit ist.

Es verkündigt den zum Tode Verurteilten Vergebung, der mit Gott entzweiten Menschheit den Frieden, den von Gott getrennten Menschenkindern die Gemeinschaft mit Gott, den Gefangenen die Freiheit, den Todten das Leben, den Ueberwundenen den Sieg, den Hungrigen und Durstigen Seelenspeise zum Heil, zum Leben und zur Seligkeit, den Traurigen Trost in Christo Jesu — alles was die Sünde verdorben, hat Jesus wieder erworben.

2. Weil es eine mächtig wirkende Kraft ist. Die Kraft des Blutes und Geistes Jesus Christi ist mit dem Evangelium verbunden und darum ist es eine Kraft über alle Kräfte. Es ist eine erweckende, des Sünders Herz zerbrechende, eine durch alle Finsterniß hindurchdringende, erleuchtende, eine demüthigende, eine erneuernde, reinigende, heiligende, vor der Sünde bewahrende, zum Guten stärkende und ins Bild Gottes verklärende Gotteskraft.

3. Weil es selig macht Alle, die daran glauben.

Alle, die wahre Buße tun und von Herzen an das Evangelium glauben, werden selig gemacht von ihren Sünden, in Gottes Gemeinschaft gebracht, haben Trost im Leiden, sind selig im Sterben und werden unaussprechlich selig in alle Ewigkeit.

Sollte der Diener Christi sich mit einem solchen Evangelium schämen? Hat die Welt so etwas aufzuweisen? Verkündigt soll dieses Evangelium werden allen Menschen, bis die Fülle der Heiden eingegangen und Israel selig geworden ist.

Ausgew.

Vereinigte Staaten

California.

San Diego, Calif., den 27. Juni. **Viele werden sich ärgern,** Matth. 24, 10. Wohl dem, der unter den Verhältnissen und Erdennöten die Hand seines Gottes, die sich auf ihn gelegt, verspürt und fragend zu ihm aufblickt, und zwar mit stiller Ergebung. Man möchte allen, die sich für Gottes Kinder ausgeben, zurufen: „Stehet fest, und wollen uns reinigen lassen," 1. Joh. 3, 2. 3; denn die Zeit ist nahe, wo die reifen Garben eingesammelt werden sollen.

Ich möchte einem Schreiber beistimmen, welcher sagt: „Herr, erbarme dich deines Volkes, welches sich immer mehr von dir abwendet." Wir leben in einer gefahrvollen Zeit, wo man so leicht kann mitgerissen werden, dem lieben Gott nicht wohlgefällige Dinge mitzumachen. Und doch heißt es, wir sollen prüfen was der wohlgefällige Wille Gottes ist. Röm.12, 2; Eph. 5, 10. Wenn man an dieser Stelle würde aufmerksam machen auf verschiedene Dinge, könnte man wohl auf Widerspruch rechnen; aber wäre es nicht doch besser, es jetzt tun, da wir noch Zeit haben, als damit warten, bis es zu spät ist? Wir wollen im Aufblick zum Herrn und im Vertrauen zu den Lesern es wagen.

Zum ersten, wenn wir bedenken, wie in den letzten 10 oder 15 Jahren dem vergänglichen Reichtum nachgejagt worden ist, könnte man es wohl mit Recht „Spekulationswut" nennen. Und dieses Jagen nach irdischen Gütern ist ganz direkt Jesu eigenen Worten zuwider. (Matth. 6, 19; Col. 3, 1. 2.

Ein andere Schade wäre „das ebenfalls nicht gottgewollte Sich-Gleichstellen mit der Welt" im Kleidertragen und den Körper schmucken. Ich werde hier die Worte eines alten l. Mennoniten-Predigers wiedergeben. Es handelt sich hier um den sogenannten Schnurrbart. Er sagt: „Ihr werdet mir's verzeihen, wenn ich ein Wort gegen das Gott unwürdige Tragen eines Schnurrbartes ausspreche. Ich muß sagen, es war mir immer eine fragliche Sache, wenn ich Leute, die vorgaben, Jesu Nachfolger zu sein, mit einem wohlgepflegten Schnurrbart sahe, aber noch mehr bedenklich, wenn sogar Männer, die vorgaben, Prediger zu sein, dasselbe tun." Dann sagt der l. alte Greis weiter, er hofft, die werten Leser werden seine wohlgemeinten Worte in Erwägung nehmen.

Schreiber dieser Zeilen stimmt dem bei und möchte noch etwas hinzufügen: Ob der Herr nicht gewußt, was er im Auge hatte, als er den Mann mit Bart und die Frau ohne Bart erschaffen? Was würde wohl für eine Unordnung sein, wenn nicht noch die menschliche Ordnung wäre, daß die beiden Geschlechter verschiedene Kleidung tragen müßten? Doch ich komme etwas weit und bin fast bange, daß es dem oberflächlichen Nachfolger Jesu lächerlich erscheinen wird. Doch wir wollen wieder Jesu Worte anführen, Wer nicht allem absagt, und wenn's auch das Liebste und zur Mode Gewordene wäre, Luk. 14, 33: Wer nicht allem absagt, das er hat, kann nicht mein Jünger sein.

Der liebe Leser mag denken: Das ist doch aber ein Gesetzmensch. Aber bitte, nicht so denken, aber Gottes Wort untersuchen und Gott fragen: Was soll ich tun, daß ich dich, meinen Schöpfer und Erlöser, verherrlichen könnte?

Doch ich wollte dieses Mal noch etwas mehr über den angeführten Bibelvers sagen. Man hört, wenn man unter Menschen kommt, daß man nicht mehr kann an eine Gerechtigkeit Gottes glauben, — so wie es in diesem schrecklichen Kriege zugeht. Nun darauf möchte ich ersten sagen, was ein sehr leidender Diener am Wort Gottes einst zu denen gesagt, die ihn fragten. ob er das könne verstehen, daß er so lange leiden müsse. Er sagt ihnen: Kinder müssen auch nicht alles verstehen. Wir können wohl nicht alles begreifen, aber dennoch, und das mit gutem Grund, glauben, daß ein gerechter Gott und Vater über alles waltet. Wir wollen nicht vergessen, daß die Menschen im großen ganzen sehr weit von Gott entfernt sind. Ich habe das Gefühl, als sollte ich noch ein großes Unrecht und Uebel nennen, womit man den großen Gott sehr betrübt. Und das ist der unsinnige Tabakgebrauch, der den Menschen erniedrigt und auf keinerlei Weise den Schöpfer verherrlicht. Der liebe Gott hat dem Menschen Verstand gegeben zu prüfen, was dem Leibe schädlich ist, aber wenige fragen darnach, wenn's nur nach der Mode ist und dem Fleisch angenehm. Diese und andere Sünden hat der liebe Gott solange müssen ansehen, und es wird damit je länger je schlimmer. Ist es da ein Wunder, wenn ihm die Geduld endlich zu Ende geht?

O prüfe dich, ob du, der du dieses tust, es mit aufrichtigem Gewissen länger tun kannst. Die Zeit ist kurz, und der Herr nahe. Frage dich: Was wird die Ernte sein? Ein Sänger singt: Wir folgen den seligen Trieben, die Gottes Geist wirket und schafft. — Wollen uns von diesen seligen Zügen ziehen lassen, daß wir Freudigkeit haben am Tage des Herrn.

P. W. Thiesen.

Nebraska.

Litchfield, Nebraska, den 20. Juni 1917. So wünschen wir auch unserm Br. Wiens und allen Rundschaulesern einen frohen Zustand auf ihrem Lebenswege. Wir bekommen mancherlei Berichte, sowohl ermahnende als auch warnende, nämlich, zu wachen, weil die Zukunft so dunkel zu sein scheint. Und es ist, wie ich heute in der Rundschau vom 20. Juni las, daß wir hie kein Bleiben haben. Einer wie der andere geht aus dieser Welt, jung und alt. So haben wir hier auch wieder gelesen von Schw. Helena Warkentin, Hillsboro, Kansas. Schwester, eure Eltern haben wir noch gut kennen gelernt in Medford, Oklahoma, sind oft bei ihnen zu Besuch gewesen. Eure Mama wird sich noch gut daran erinnern können. Meine Frau und eure Mama stammen aus einem Dorf in Rußland, und ich habe Dich, Schwester, auch noch persönlich bei deinen Eltern getroffen. Kannst du dich noch daran erinnern, wie wir bei den Eltern zusammen mit deinen Brüdern Lieder gesungen haben? Nun hat dein Papa, wie du in der Rundschau berichtest, einen schnellen Tod gefunden. Es ist in der Rundschau aber nicht gesagt worden, wie alt dein Vater geworden ist. Jetzt ist sein Verlangen nach einer bessern Wohnung: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein — erfüllt. Auch dein Mann, l. Schwester, ist ja da da, wo er in Ruhe ist, und für dich ist unser Wunsch, daß der Herr, vor dem wir alle wandeln, seinen Engel mit dir senden und Gnade zu deiner Reise geben möchte. Denn wir sind ja alle nur Reisende. Wir wissen aber, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. Wir müssen aber sagen, die wir noch in der Welt leben und nicht wissen, wann wir folgen müssen: Herr, siehe uns in Gnaden an, wie du bis jetzt getan.

Nun gehe ich noch mit meinen Gedanken nach Medford. Ich denke, es müssen dort noch etliche von denen wohnen, die wir haben kennen und lieben gelernt, nämlich Gesch. Peter Gräven, Geschw. Jacob

Reimers und Geschwister Heinrich Neufelds. Oder wohnen diese schon alle nicht mehr in Medford, Okla.? Und Geschw. Karl Neumans? Ich hörte kürzlich aus einer Zeitung, er solle ein Korrespondent dieser Zeitung sein. Bist du, Br. Peter Gräwe einer? Ich kann jetzt die Zeitung nicht nennen. In derselben hieß es, daß Onkel Bernhard Bergen schon sehr leidend sei. Wie ist es mit ihm? Vielleicht berichtet einmal jemand in der Rundschau davon! Da sind ja noch Onkel Bergen seine Kinder Gerhard Bergens und Gesch. Benj. Bullers. Sollte ich noch jemand vergessen haben, dann bitte habt Nachsicht mit mir. Ei der alte Vetter Johann Epp, lebt der noch und wohnt er noch auf demselben Platz in der Stadt? Ich möchte gern etwas von Medford hören, und wenn ich auch einige von euch hier ausgelassen habe, vergessen habe ich euch doch nicht.

O mögen bald wir sie wiederseh,n
Selig im Himmelsheer,
Daß wir zusammen den Herrn erhöh'n
Wo keine Trennung mehr.

Nun seid noch von uns herzlich gegrüßt, alle, die wir gesehen und uns lieben gelernt haben in den verschiedenen Plätzen im Norden, Süden, Westen und Osten,

Jakob und Hel. Schierling.

Canada.

Manitoba.

Glencroß, R. R. 2, via Morden, Man., den 25. Juni 1917. Nach einer kleinen Abwesenheit von daheim, da ich wieder glücklich unter gnädiger Führung Gottes zuhause bin, will ich einen kleinen Bericht einsenden.

Wir, meine Reisegefährten und ich. machten eine Autoreise nach Harvey, N. Dakota. Der Weg, den wir fuhren, war gut, und in zehn Stunden hatten wir 210 Meilen gefahren. Wir kamen noch zur Abendversammlung dorthin. Es war nämlich die diesjährige Lagerversammlung der Adventisten in Harvey. Unsere Reisegefährten waren folgende: Mrs. Jakob Görtzen, Schönfeld; Mrs. Löwen, Glencroß; Mr. Johann Nickel, Miami; meine Wenigkeit und unser Autolenker Henry Wiebe, Morden.

Da es jetzt nicht mehr ratsam ist, die Grenze ohne einen Paß zu passieren, so wandten wir uns an unsern Immegrationsagenten in Morden und nahmen einen Erlaubnisschein mit unserm Bilde darauf. Natürlich bezieht sich dies nur auf männliche Personen. Dieser Paß hält für 60 Tage; man kann ihn aber verlängern lassen. Wir haben jedoch niemand auf der Grenze getroffen, und da wir ja mit dem Auto fuhren, so waren wir in „Onkel Sams" Land ehe wir es uns versahen. Doch wurde uns vom Agenten gesagt, daß im Falle wir ohne einen Erlaubnisschein aufgefangen würden, es uns im ersten Falle schon dreihundert Dollars kosten würde. Daher ist es besser, vorsichtig zu sein; es kostete uns dies alles ja nur 75 Cents.

Norddakota hat wirklich sehr schöne Ländereien, wohlbestellte Farmen. Wenn man so auf dem Zuge durch das Land fährt, bekommt man nicht das wirkliche Schöne zu sehen. Da ich vorher schon einmal durch ganz Norddakota per Zug gefahren bin, so dachte ich, es sei alles so schrecklich wellenförmiges Land. Aber dem ist ja nicht so, und wenn man per Auto eine Tour durch das Land nimmt, bekommt man einen ganz andern Eindruck; nur der Wald fehlt, weil man an sowas schon nicht mehr gewöhnt ist.

Auf der Hinreise passierten wir die canadische Grenze bei Rumadall, fuhren von da nach Langdon, Devils Lake, Minnewauken und Esmond und von da nach Harvey. Es war ein schöner Weg, denn in Norddakota sind die Wege im Durchschnitt besser wie hier, außer daß es da einige Hügel gibt, die ziemlich hoch sind. Aber die Autos, wenn sie in Ordnung sind, erklimmen diese Hügel ganz leicht. Und so geht's auf und ab.

Die Lagerversammlung daselbst war die größte, die ich in meinem Leben gesehen habe, und bestand aus vier Stationen, der skandinavischen, russischen, englischen und deutschen. Die deutsche daselbst war die größte. Da ich dort nicht ganz bis zu Ende war, so kann ich nicht die genaue Zahl angeben, aber bis Donnerstag waren schon über tausend Seelen daselbst. Die deutschen Prediger waren J. Böttcher, G. Haffner B. Leer, K. Leer, J. Siebel sowie Aelt. Roth, dessen Vornamen mir entfallen ist. Manche guten Gedanken und Belehrungen wurden gegeben. Möge es doch nicht umsonst sein, sondern ausrichten, wozu es gesandt ist.

Da von New Home nicht alle da waren, wir dieselben aber auch noch sehen wollten, fuhren wir mit dem lieben Bruder A. Schmidt am Donnerstagmorgen dorthin. Es waren wieder so bei 65 Meilen zu fahren. Als wir nahe bei Cathey waren, kamen wir an einer Unglücksstätte vorbei, nämlich wir sahen ein umgekipptes „Overland" Automobil. Der Mann war eben fortgeschafft worden, tot ,fast augenblicklich. Ja, so geht's. Wir stiegen ab und besahen uns das zerbrochene Ding. Mir wurde wunderbar zumute, und ich kam auf den Gedanken: Wie plötzlich kann doch mein Ende kommen! O lieber Leser! Mitten im Leben sind du und ich vom Todumgeben. Wollen wir uns dies merken: Es gibt kein Mittel, unsere Seligkeit nach dem Tode zu erringen. Ich dachte so darüber nach: Warum ist ein Mensch aber auch so unsinnig, in so rasendem Tempo zu fahren; ist es auf guten Wegen nicht genug 20 bis 25 Meilen die Stunde zu fahren? „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

Unser erstes Ziel in New Home war Br. D. Funk. Wir trafen ihn aber auf dem Wege zu seinen Kindern Thiesens, und so gingen wir mit ihm dorthin. Da Br. Funk sozusagen mein geistlicher Vater ist, da ich durch ihn zu Gott geführt wurde, so zog es mich, ihn nochmal wiederzusehen. Wir haben ja auch eine schöne Unterhaltung mit ihm gehabt. Bei seinen Kindern Thiesens fanden wir auch freundliche Aufnahme. Die Schwester bereitete ein schönes Mittagessen, und nachdem wir gespeist hatten, ging es weiter, indem der liebe Bruder Thiesen so freundlich war und uns mit seinem Auto nach J. Janzens brachte, wo wir sehr freundliche Aufnahme fanden. Ich denke, Br. Janzen seine Maria war ganz froh, ihrer Mama wieder ins Angesicht schauen zu dürfen. Am Freitag fuhr Br. Janzen mit uns bis zu ihrer Stadt Woodworth. Dies ist ein kleines nettes Städtchen und scheint gute Geschäfte zu tun. Br. Janzen hatte eben einen Handel mit einem Agenten wegen einer Dreschmaschine, und bei dieser Gelegenheit durften wir noch eine Vergnügungsfahrt mitmachen, d. h. für uns war es eine Vergnügungsfahrt. Br. Nickel und ich fuhren mit nach einem andern Ort, um eine Maschine in Tätigkeit zu sehen; denn dieselbe war am Pflügen. Diese Fahrt betrug hin und zurück 110 Meilen. Alles zusammen sind wir auf unserer Reise auf dem Auto 654 Meilen gefahren.

Als wir zurück nach Woodworth kamen, roch man schon den Gänsebraten. und ich kann sagen, daß es vortrefflich mundete. Am Sabbat fuhren wir zu Geschw. H. H. Peters, New Home. Dort durften wir wieder alte Freundschaften und Bekanntschaften erneuern. Wir freuten uns miteinander, teilten uns noch manches mit und, nachdem wir mit ihnen eine schöne Mahlzeit genossen, schieden wir wieder, und es ging von dort nach Geschwister Roths, welche die Eltern von Br. Janzens erster Frau sind. Auch hier fanden wir sehr freundliche Aufnahme. Der alte Onkel und Bruder zeigte uns noch mehreres auf seiner Farm, und nach einer wohlschmeckenden Abendmahlzeit schieden wir, und ich denke, Br. Janzens „Overland" hätte schon nicht viel mehr aufnehmen können, denn es waren sechs Erwachsene und drei Kinder darauf; doch es ging mit uns durch die Thäler und über die Berge ohne zu versagen.

Will noch bemerken, daß ich auf dem Lagergrunde zu Harvey auch den Br. F. A. Lorenz antraf. Er hat eine neue deutsche Zeitung ins Leben gerufen unter dem Namen „Das Nordlicht", und zwar in genannter Stadt. Ich durfte auch als Korrespondent in die Reihen der Leser eingeschrieben werden. Hier im Norden sieht man ja öfter das Nordlicht an nördlichen Himmel; aber auf solche Weise bekommt man es ins Haus hinein.

Sonntag früh morgens um einviertel vor sechs Uhr ging es wieder zurück nach Canada. Von New Home ging es nach Carrington, von da wieder nach Devils Lake auf der sogenannten „Black Trail" Name der Straße; also in andern Worten: „Auf der schwarzen Straße nach dem Teufelssee. Wenn der Platz diesem Namen entsprechen sollte, dann würde ich dort nicht sein wollen; aber es sieht dort im Gegenteil sehr schön aus. Das Wasser in jenem See ist so salzig, daß man in demselben keine Fische findet. Ebenso fin-

Fortsetzung auf Seite 9.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

11. Juli 1917.

Editorielles.

— Einer der dunkelsten Flecken in der Geschichte unseres Landes ist der Aufstand gegen die Neger in St. Louis. Ein Pöbelhaufen von über 10,000 Männer und Frauen unternahm es, am 2. Juli die Neger aus East St. Louis zu vertreiben und ihre Wohnungen durch Feuer zu zerstören. Die Zahl der an diesem Tage ermordeten Neger wird auf einhundert geschätzt. Zur Zeit, da wir dieses schreiben, stehen die Stadtteile, die von Negern bewohnt waren, in Flammen. Die Feuerwehr ist machtlos gegen eine solche ungeheure Brunst, die bereits den Geschäftsteil der Stadt bedroht. Als Amerikaner haben wir alle Ursache, uns zu fragen was es mit der vielgerühmten Demokratie unseres Landes für eine Bewandtnis hat.

— Mehr als eintausend Kinder, die in der Stadt Chicago geboren werden, verschwinden jährlich spurlos. Das ist das Ergebnis einer Untersuchung, die von der Juvenile Protective Association eingeleitet wurde. Die Untersuchung erstreckte sich über eine Anzahl von Hospitälern und maternity homes. Von 489 Säuglingen, die in einem Zeitraum von einem halben Jahre in diesen Anstalten das Licht der Welt erblickten, sind 143 spurlos verschwunden. Die mangelhaften Bücher der Anstalten weisen die Notierung „fortgegeben", „abgegeben" auf, ohne daß die Personen, welche die Kinder in Empfang nahmen, genannt sind. Die Präsidentin des genannten Vereins erklärt: „Zwischen 3000 und 3500 uneheliche Kinder werden jedes Jahr in dieser Stadt geboren. Ein sehr hoher Prozentsatz verschwindet auf höchst geheimnisvolle Weise. Ob man sie einfach ermordet, oder was aus ihnen wird, entzieht sich der Beurteilung."

— Solange es noch Sünde gibt, so lange ist das alte Evangelium noch zeitgemäß. Der Hauptschaden der christlichen Kirche unserer Zeit ist ihre Stellung zur Tatsache der Sünde. Die Sünde wird nicht so sehr wegdisputiert als einfach ignoriert. Das führte der „Christliche Botschafter" der Evangelischen Gemeinschaft kürzlich aus, wie folgt: „Das Verlangen ist eigentlich nicht nach irgendeiner Art von Christentum, sondern an dessen Stelle nach einem Substitut fürs zwanzigste Jahrhundert. Man ist bestrebt, die Sünde auszuscheiden und das Evangelium nur zu einem Sittenkodex, beziehungsweise zu einer Art Philosophie als Führerin des moralischen Verhaltens des Menschen, umzugestalten. Die eine fundamentale Schwierigkeit im Leben ist die Sünde, und das eine fundamentale Vorhaben des Evangeliums ist, die Sünde auszuscheiden: irgendein Begriff von Sünde und Evangelium, welcher diese Fundamentale außer acht läßt, nimmt der Sünde ihre Häßlichkeit und dem Evangelium dessen Kraft. Die Menschheit bedarf keines Christentums fürs zwanzigste Jahrhundert, sondern des vor fast zwanzig Jahrhunderten auf Golgatha geoffenbarten Christentums. Sie hat keine Philosophie fürs Leben nötig, sondern einen Heiland, der von Sünden rettet."

— Auch in Deutschland gibt es leider Pastoren, die eine höchst ungesunde Ansicht über die nationale Bedeutung ihres Vaterlandes haben. Wieweit die Verwirrung solcher Pastoren in ihren Kriegsreden geht, zeigt folgende Mitteilung aus einer deutschländischen Zeitung. Nach derselben wies ein Pastor in seiner Rede zur zweijährigen Erinnerung des Kriegsanfangs darauf hin, „wie das deutsche Volk in seinen Kriegern wie in seinen Frauen ein durch seine Tugenden geheiligtes Volk sei. Gebannt habe es durch seine herrliche Kraft die Schreckengestalten der Feinde ringsum, allein in einer Welt voll Teufel. Aus dem deutschen Michel sei damit ein Michael geworden; der deutsche Name sei nicht mehr Schall und Rauch, sondern Tat geworden. Das Höchste, Heiligste auf Erden bedeute es, ein Deutscher zu sein, und die heiligste Aufgabe unser aller sei, durchzuhalten in diesem furchtbarsten aller Kriege. Mit dreimaligem lauten ‚Ja' gab hierauf die Versammlung dem Redner das Gelübde der Treue zu Kaiser und Reich, zu Deutschtum und Gottesfurcht ab, worauf der gemeinsame Gesang, Deutschland, Deutschland über alles' folgte." Die „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung" bemerkt dazu mit vollem Rechte: „Man wird diesen Bericht, der bis heute nicht berichtigt wurde, nur mit Schrecken lesen. Soll es auf diese Weise erreicht werden, daß Gott sich in Gnaden zu unserm Volke wende und ihm Frieden schaffe?"

— In der jüngsten Nummer der Rundschau ist die Reise von Br. Aaron Loucks nach Washington, D. C. erwähnt worden. Wir bedauern berichten zu müssen, daß das Resultat der Reise hinter dem erwarteten Erfolg zurückgeblieben ist. Der hohe Beamte, vor dem die Brüder vorstellig wurden, begehrte zu wissen, was die Stellung der Mennoniten sei inbezug auf „nichtkämpfenden Dienst." Br. Loucks mußte darauf zur Antwort geben, daß er nur für sich selbst reden könne, indem er nicht im Auftrag der Gemeinschaft gekommen sei.. Der Beamte gab ihm zu verstehen, weil die Mennoniten als Gemeinde keinen Stand nehmen gegen nichtkämpfenden Dienst in der Armee, könne der Präsident keine Rücksicht nehmen auf solche, die gegen gewisse Arten von nichtkämpfenden Dienst Einwendungen machen; vielmehr erwarte er, daß sie es ihm überlassen, solchen Dienst für sie auszuwählen.

Wir sind der Ansicht, wenn wir als Mennoniten zu Militärdienst herangezogen werden sollen, werden wir es dem Umstand zuzuschreiben haben, daß wir es unterlassen haben, der Regierung klar zu machen, daß aller Militädienst, d. h. aller Dienst in der militärischen Organisation, unserem Gewissen beschwerlich ist, daß wir aber bereit sind, den niedrigsten Dienst zu tun, der nicht gegen unsere Gewissensüberzeugung verstößt, z. B. Farmarbeit zu verrichten auf Regierungsland.

Unsere Regierung hat uns Gewissensfreiheit garantiert und wird uns nicht zwingen, gegen unser Gewissen zu handeln, wenn wir willig sind, Dienste zu tun, die mit unserem Gewissen in Einklang stehen. Wenn wir aber die Obrigkeit von unserer Gewissensstellung nicht in Kenntnis setzen, werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn uns Dienst auferlegt wird, den wir nicht leisten können. Wir sind es unsern jungen Brüdern schuldig, daß wir als Gemeinde eine feste Stellung nehmen, und es nicht jedem einzelnen überlassen, sich zurecht zu finden, wenn er zum Militärdienst ausgehoben wird.

Wer nun der Meinung ist, daß wir als Mennoniten ein Bittgesuch an die Obrigkeit richten sollten, wie unlängst in der Rundschau beantragt, ist gebeten, uns zu schreiben. Soll etwas getan werden, so muß es ohne Verzug geschehen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Peter Hochstettler, Pekin, Ill., berichtet am 27. Juni, daß er krank gewesen, aber schon wieder so viel besser ist, daß er schon öfters im Stuhl sitzen kann. Er fühlt sich zu Dank verpflichtet für Gottes gnädige Hilfe und väterlicher Geduld und Langmut.

John H. Janzen, Oswego, Montana, schreibt den 28. Juni: „Wir sind jetzt schon eine ziemliche Zeit in Montana. So ist unsere Adresse nun nicht mehr Hydro, Oklahoma, sondern Oswego, Montana. Freunde und Bekannte, die an uns schreiben möchten, wollen sich dieses merken. Bitte, schreibt alle! — Das Wetter ist hier schön; alles sieht versprechend aus. Es hat hier diesen Monat schon dreimal gut geregnet, und es sieht heute nacht, während ich in der Stadt bin und eine große Fuhre Holz aufgeladen habe, wieder sehr nach Regen. Und ich habe für morgen einen sehr langen Weg vor mir. Noch einen Gruß an Eltern, Geschwister, Freunde und Verwandte. — Den 29. Juni. Letzte Nacht hat es schön geregnet und es ist heute schönes Wetter. J. H. Janzen."

A. A. Neufeld Mittwoch gestorben.

Unser Vater und Gatte A. A. Neufeld, wurde geboren im Jahre 1857, den 14. Mai, im Dorfe Sparrau, Südrußland, wo er auch auferzogen worden, bis er im Jahre 1876 mit seinen Eltern nach Amerika kam und hier in Mt. Lake mit vielen ihrer Reisegenossen, am 22. Juli landete.

Seine Eltern kauften bald darauf eine Meile westlich von dem jetzigen Städtchen Delft eine Farm und bezogen dieselbe, welche er später nach dem Tode seiner Eltern, als er mit seiner jungen Gattin einen eigenen Herd gründete, käuflich erwarb und mit seiner Familie bis zu seinem Lebensende, bewohnt hat und woselbst er auch durch den Segen von Oben, es zu einem Wohlstand gebracht hat. In seinen Jünglings Jahren hat er eine Reihe von Jahren bei Onkel und Tante Gerhard Dücks von Mariental, S. Rußland gearbeitet, die er sehr gerne als Eltern anredete, und die auch ihn voll und ganz als Sohn betrachteten. In dieser Zeit hat er auch in und um das damals sehr bescheidene Städtchen Mt. Lake, viele Freunde, darunter auch einen besondern Busenfreund, in Aelt. Hein. H. Regier gefunden, die zusammen manche von Gott gesegnete Stunden verlebt haben. Im Jahre 1880 hatte er die Gnade, daß er im Blute Jesu Christo die Vergebung seiner Sünde fand, und 2 Jahre später, anno 1883 den 2. Sept. wurde er durch die Taufe in der M. B. Gemeinde aufgenommen, wo er viele Jahre als Sonntagschullehrer, tätig gewesen ist.

Es war im Jahre 1884, den 12. Februar, als er mit Susanna, der Tochter der Eheleute Aaron Reimers von Nicolaidorf, Südrußland, in den Ehestand trat, und in dieser Ehe wurden ihnen 9 Kinder geboren: 4 Söhne und 5 Töchter. Davon sind ihm 2 Söhne in Kindesalter durch den Tod vorangegangen. Großvater ist er geworden, über 6 Kinder, die noch alle leben. Im Ehestande gelebt, 33 Jahre, 4 Monate und 8 Tage.

Montag, den 18. Juni gegen Abend war es, als er ganz unerwartet an einem Herzleiden erkrankte, und wohl niemand ahnte, daß unser lieber Vater nach 2 Tagen und 2 Nächten sollte durch den Tod von unserer Seite genommen werden, und doch mußten wi rdiese für uns so schmerzliche Erfahrung machen und zusehen, daß er letzten Mittwoch den 20 Juni um ¼11 Uhr abends seinen Geist aushauchte. — Er ist also alt geworden 60 Jahre, einen Monat und 6 Tage.

Die Leichenfeier fand am Montag den 25. Juni unter sehr großer Beteiligung von nah und fern von dem nördl. Versammlungshause aus statt. Bei welcher Gelegenheit die Brüder Rev. H. S. Voth, Missionar Joh. H. Voth in englischer Sprache und Aelt. H. H. Regier zweckentsprechende Ansprachen hielten und Trost worte zu der betroffenen Familie sprachen. Inzwischen wurden von dem Gemeindechor schöne Lieder vorgetragen und zuletzt wurde von Rev. Abr. J. Wiebe die obige Lebenschronik vorgelesen. Nachdem dann jedem Anwesenden eine Gelegenheit gegeben worden war einen letzten Abschiedsblick auf das blasse Angesicht des Dahingeschiedenen zu tun, wurde die entseelte Leiche auf dem in der Nähe befindlichen Friedhof zur letzten Ruhe bestattet, wo er ruhen wird, bis zum Auferstehungsmorgen.

Mehrere Kinder, die abwesend waren, als Susanna, die Gattin des John Seibel, von McClusky, N. D., Anna, die Gattin des Abram Ratzlaff, von Oswego, Mont., waren auf die Todesnachricht ihres Vaters herbei geeilt, so daß alle Kinder um den Sarg ihres Vaters sitzen durften und ihm das letzte Geleit zur Grabesruhe gaben.

Für alle Mithilfe und innige Teilnahme an unserem Schmerz, von seiten der Nachbaren, Freunden und Geschwistern dankt herzlich.

Die trauernde Familie.

U. Bes.

Gesucht.

Wer könnte mir die Adresse von einem gewissen Grünke in Canada mitteilen, der schon etliche Male Geld nach Grigorjewka, Station Gawrilowka, Gouv. Charkow, Südrußland, geschickt hat. Der Name mag auch nicht richtig geschrieben sein. Meine Eltern, wohnhaft in demselben Orte, schrieben mir, daß ich diese Grünkes um $100 bitten soll, und sie werden es dann dort ihren Eltern geben. Leider aber haben meine Eltern vergessen, die Adresse anzugeben. Sie meinen vielleicht, in Canada sind nur etliche Dörfer, wo man jeden kennt.

Man sollte meinen, in Amerika seien nicht arme Leute, weil man so viele Hilferufe aus Rußland in der Rundschau findet. Wenn ich die Hilferufe lese, denke ich doch noch einigemal: Wenn wir erst einmal soviel hätten wie jene „Hilfsbedürftigen". Es sind dort ja gewiß Stellen, wo man dem Hungertode nahe ist, während man hier immer noch gut bei Tagelohn leben kann. Wenn jedoch ein Mensch Land, Pferde und noch eine Kuh hat, dann sollte man doch lieber ärmern mithelfen. So weiß ich von einem, den ich persönlich kenne, daß er vier Pferde, Ackergeräte und wohl auch etliche Kühe hat. Auch hat er vorigen Sommer eine Magd für teuern Lohn gehalten. Er ist 50 Jahre alt. Jetzt bittet er um Mithilfe, und man hat ihm auch geholfen. Ist solchen Leuten notwendig zu helfen? (Am notwendigsten ist die Hilfe jedenfalls den ganz armen, doch mag unter Umständen auch jemand der Hilfe bedürftig sein. der noch Land, Pferde, Kühe usw. besitzt, besonders heute in jener Gegend. Daß unter den vielen „würdigen" Armen auch „unwürdige" sich befinden, dürfen wir wohl annehmen; aber unser Bestreben ist, immer auszufinden, wer wirklich hilfsbedürftig ist. Wenn hier und dort einmal einer etwas erlangt, der es nicht wert ist, so bedauern wir es wohl, doch dürfen wir deshalb in der Wohltätigkeit nicht nachlassen. Unser Vater im Himmel weiß, wie wir es gemeint haben, und darnach wird unser Lohn sein. Ed.)

Die genannten Grünkes (lutherischer Confession) haben im Januar von ihren Kindern hier acht große Photographien erhalten.

Sollte jemand Auskunft geben können so bitte ich zu adressieren an P. Unger, Main Centre, Sask., Canada.

P. Unger.

Fortsetzung von Seite 7.

den sich bei dem Städtchen Medina kleine Wasserlachen nebeneinander, und merkwürdig ist es: einige sind so dick salzig, daß der Wind die Oberfläche des Wassers nicht einmal wellenförmig macht, während eine andere dicht dabei gewöhnliches Wasser hat, und der Wind die Wellen hin und her peitscht. Ja, das sind Wunder Gottes in der Schöpfung, nicht wahr?

Unsere Reisegesellschaft hatte sich eine Wassermelone verschafft, und selbige wurde in fünf Teile zerlegt und verspeist unter den grünen Bäumen unweit Devils Lake. Nach der Mahlzeit setzte sich unser Maschinchen im Auto wieder in Bewegung, und fort eilten wir der Heimat zu, und manch schönes Lied wurde zur Abwechslung mit einander gesungen. Endlich kamen wir wieder daheim an, wohlbehalten und bewahrt, und wir können nur dem Herrn danken für seine Führung. O wie wird es sein, wenn wir einst dort anlangen werden. Ja das wird noch herrlicher sein, einst einziehen zu dürfen in jene Heimat. Dann wird es nicht mehr heißen: Jetzt sollen wir wieder scheiden!

Nun ich sage nocheinmal, es hat gut gegangen, und wir sagen nochmals Dank für die uns erwiesene Liebe und Gastfreundschaft, wir wollen es gerne auf dieselbe Art erwidern. Daher kommt nur einmal herüber. Und hiermit sage ich noch: Gott mit euch bis wir uns wiedersehen.

A. L. Toews.

Der „Vorwärts" ist gebeten zu kopieren.

Aus Rußland.

Jablonowka, Rußland, 13. März 1917. (Aus dem Herold). Ein paar Worte über das Große, das in diesen Tagen sich hier in unserm lieben Rußland begeben hat. Eure Zeitungen werden Euch ja Alles kundgetan haben. Ja, Großes ist hier geschehen. Ihr könnt's Euch gar nicht vorstellen, und ich will und kann es Euch auch nicht beschreiben, wie hier beinahe Alles mit einem Schlage so sehr viel anders geworden ist, als es bis dahin war. Und wie ruhig sich das Alles bis jetzt vollzogen hat! — Es ist eben eine Revolution nicht von Unten sondern von Oben her. Und billig blicken wir dabei höher hinauf als Petrograd und Moskau. Aus tiefbewegter Seele sprechen wir: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Wir wissen sehr wohl, daß noch nicht Alles gewonnen ist. O es wird noch viel Schwierigkeiten zu überwin-

den gr..., und großen Gefahren gegenüber auf der Hut zu sein gelten. Die Angänger des alten Regimes, so verrottet es auch war, mögen sie jetzt auch an die Wand gedrückt sehen, werden sich noch nicht so leicht beruhigen. Und so sind auch von der entgegengesetzten Seite die Gefahren nicht ausgeschlossen, weil eben so sehr viele ungewohnte Freiheiten auf einmal gegeben worden. Der Herr wolle in Gnaden unser teures Vaterland vor einem Bürgerkriege bewahren! — Bis jetzt herrscht, wie es scheint, an allen Enden und in allen Ecken unseres großen Reiches, bis hin zu seinen ernsten Grenzen, nur einstimmige jubelnde Freude — über das Geschehene — trotz des noch immer andauernden — ja, wie es scheint, jetzt erst recht losgehen sollenden schrecklichen Weltkrieges. — Auch bei uns ist gegenwärtig die Freude größer als die Furcht und die Not. Und bei uns hat diese Freude noch einen besondern Grund, da man nämlich allgemein glaubt, und auch schon Verschiedenes sehr bestimmt darauf hindeutet, daß die ungeheure Gefahr, von welcher wir bedroht waren, und die uns bereits so fühlbar nahe gerückt war, jetzt vorüber sein dürfte. In meinem vorigen Briefe schrieb ich Euch, von einem Hoffnungsstern, der grade uns Menonniten aufgegangen sei, (wegen unserer holländischen Abkunft). Viele bei uns und auch ich konnten an diesen Stern nur sehr schwer glauben; derselbe neigt sich denn auch bereits stark seinem Untergange zu, da — geschah das Große. Wundert euch nicht, daß es jetzt bei uns heißt: Das ist von dem Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen!" Schwerer, als alles Andere — und wie viel Schweres und Beängstigendes gab es, und gibt's auch heute noch für uns! — Aber schwerer als alles Andere lag seit dem 2. Februar 1915 diese Eine Sorge auf unser aller Herzen. Und viel und heiß ist bei uns um Abwendung dieser Gefahr gebetet worden.

So schwach und elend ich auch bin, so möchte ich, wenn's nach mir ginge, jetzt doch noch ein wenig leben. Doch wie der Herr will. Im Blick auf meine Kinder und mein Volk würde ich schon heute viel ruhiger sterben können, als noch vor 14 Tagen. Und noch eine neue Sorge legt sich jetzt beim Blick in die Zukunft auf mein Herz: Unsere Sonderstellung im Militärdienst — um die wird's jetzt wohl geschehen sein. Sehr Vielen, besonders von unsern Jüngern und Jungen, macht dieser Punkt wohl nur wenig Kummer. „Das ist traurig!" höre ich Euch ausrufen. Ja, traurig, aber — wahr. Immerhin wird nach dem Kriege ein Teil von hier auswandern, und — wenn's geht — nach Nordamerika. Freilich eine gesetzliche Befreiung von der Wehrpflicht gibt's auch dort bei Euch nicht. O, wann kommt das Friedensreich?! —

Johannes befindet sich noch immer in der Krim; er ist in letzter Zeit nicht sehr gesund — leidet an Husten, was nicht ganz unbedenklich ist. Heinrich, der Sanitär muß viel reisen. Muß wohl grade während der bewegten Tage in Moskau gewesen sein. Wir warten schon sehr auf seinen nächsten Brief.

Bei den bevorstehenden Wahlen der Abgeordneten zur constitutionierenden Versammlung werden wir hier jetzt auch wohl etwas Amerikanisches erfahren. Einen Kaiser werden wir wohl nicht mehr bekommen. Ob das für Rußland gut sein wird?

Die herzlichsten Grüße von uns an Euch Alle! In Liebe und Hoffnung

Euer Bruder

H. Unruh.

P. S. Auch draußen in der Natur weht es jetzt frühlingsmäßig. Bald soll mit dem Säen begonnen werden. Die Wintersaat hat stark vom Frost gelitten, wird aber hoffentlich doch nicht gestört sein.

Was muß die Jugend vom Alkohol wissen?

1. Daß kein alkoholisches Getränk, sei es Bier, Wein oder Branntwein, einen nennenswerten Nähr- oder Stärkungswert besitzt.

2. Daß der in allen geistigen Getränken enthaltene Alkohol ein Giftstoff ist, welcher Zellen und Gewebe des Körpers in ihrer Lebensarbeit stört.

3. Daß der Alkoholmißbrauch schwere Erkrankungen aller lebenswichtigen Organe, insbesondere des Magens, der Nieren, der Leber und des Herzens hervorruft.

4. Daß jeglicher Alkoholgenuß körperlich und geistig schnell ermüdet.

5. Daß regelmäßiger Alkoholgenuß, anstatt den Durst zu löschen, im Gegenteil immer neues Durstgefühl erzeugt.

6. Daß jeder Alkoholrausch durch seine Störung der Gehirntätigkeit leicht zu strafbaren Handlungen und Ausschreitungen führt.

7. Daß durch den Alkoholmißbrauch auch die Leistungsfähigkeit von Gewerbe und Industrie, sowie deren Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt direkt geschädigt wird.

Ein offener Weg für unsere wehrpflichtigen Männer.

(Aus dem Zionsbote.)

In den nachfolgenden Zeilen möchten wir unsern teuren jungen Glaubensbrüdern den Weg zeigen, den sie gehen sollten, wenn die Versuche, welche wir als Mennonitengemeinden machen, von der Organisation für die Kriegsführung ganz frei zu bleiben, doch nicht sollten die gewünschten Ziele erreichen. Weil es sich auch erwiesen hat, daß die Registrationsbehörden stellenweise schlau und nicht offen gehandelt haben und von vorneherein denen, die ihrer Religion wegen. Freilassung vom Dienst beanspruchten, nicht die gebührende Bescheidenheit und Mithilfe geleistet haben, so sollten wir hierüber wohl klare Anweisung geben. Jeder junge Mann, wenn er doch will frei werden, sollte sich folgende Punkte merken und darnach handeln:

1. Die Konstitution unseres Landes sagt: „Congress shall make no law respecting an establishment of religion **or prohibiting the free exercise thereof."** Der letzte Teil dieses ersten Satzes im ersten Amendement zu unserer Konstitution gibt jedem unserer jungen Männer ein Recht, sich zu weigern, nicht nur vom aktiven Waffendienst zurück zu stehen, sondern auch ganz von irgend einem Dienste in der Kriegsorganisation überhaupt. (Soll wohl heißen: „Sich weigern daran teilzunehmen." Ed.)

Denn, ist nicht Teilnahme am Kriege in irgend einem Dienst ein Eingreifen in die freie Ausübung der Religion? Ja, es ist wahrlich mehr als das. Es ist nichts anderes, als eine Aufforderung teilzunehmen an Totschlag, oder mitzuhelfen, daß andere denselben verüben. Schon ein amerikanischer Dichter, wohl Lowell, sagt:

As for war, I call it murder,
There you have it plain and flat;
I don't want to go no further
Than my Testament for that.

Die Frage kommt dann: Ist nicht das gegenwärtige Kriegsgesetz ein Verstoß gegen die Konstitution? Wir sagen: Nein. Eben darin, daß es dem Präsidenten erlaubt zu definieren und auch endgültig erlaubt, irgend jemand persönlich an ihn als den letzten zu appellieren, sehen wir klar, daß es Absicht der Gesetzgeber ist, wenn jemand in Berufung auf die Konstitution wird die Sache bis an den Präsidenten kommen lassen, er frei bleiben soll.

2. Wie sollte nun jemand vorangehen, um dieses auszuführen?

(1) Wenn ein junger Mann gefordert wird, seinen Grund für Freilassung anzugeben bei der County Board of Exemption, sollte er obigen Satz aus unserer Konstitution anführen und erklären, daß er es als ein Eingreifen in die Ausübung der Religion ansieht und deshalb frei bleiben soll laut der Konstitution.

(2) Spricht ihn die County Board of Exemption nicht ganz frei, dann sollte er es gleich sagen, daß er an die Judicial District Exemption Board appellieren wird. Sodann sollte er es auch sogleich tun.

(3) Vor dieser Judicial Exemption Board sollte er genau wieder seinen Grund so angeben und auch hier Freilassung beanspruchen. Auf beiden Plätzen sollten unsere jungen Männer ihre Mitgliedscheine der Angehörigkeit zu den Mennoniten aufweisen.

(4) spricht auch diese Judicial Exemption Board ihn nicht frei, dann sollte der junge Mann sogleich sagen, daß er weiter an den Präsidenten appellieren wird für Freilassung. Niemand darf sich fürchten, dieses frei und offen zu sagen und zu tun.

(5) Sodann darf jeder seinen Fall vor den Präsidenten bringen und genau in derselben Weise. Ob dieses letzte nun wird schriftlich möglich sein, wissen wir ja noch nicht, aber wir hoffen darauf. In diesem Fall dürften alle jungen Männer eigenhändig eine Petition an den Präsidenten senden mit Berufung auf die Konstitution und Erklärung ihrer Stellung. Wenn dieser Weg mit Entschiedenheit von unsern jungen Männern verfolgt wird, mit der offenen Aussprache, daß sie dieses als ihr konstitutionelles Bürgerrecht ansehen, und wenn selbst der Präsident ihre Forderung nicht gewähren wolle, sie dann lieber würden ins Gefängnis gehen als den Kriegseid zu nehmen, den jeder nehmen muß, ehe er in ir-

gend einen Teil der Kriegsorganisation eingeführt wird, dann ist wohl kaum ein Zweifel, daß die jungen Männer doch würden freigelassen werden, denn sie haben die Konstitution auf ihrer Seite.

Diese Zeilen mögen wohl manchen, die nicht Glieder wehrloser Gemeinschaften sind, selbst Deutschen, nicht gefallen. Solchen möchten wir sagen, daß auch ihnen genau dasselbe Vorrecht gilt, wenn es gegen ihre Religion geht, an dem Krieg teilzunehmen. Wir würden uns auch nur freuen, wenn viele würden eben denselben Weg verfolgen. Alles oben Angeführte ist im vollen Einklang mit unsern konstitutionellen Rechten zum Schutz und zur Wahrung unserer Religion gegeben. H. F. Toews.

Behörden für die Aushebung.
(Aus dem Herold von Newton.)

Am Montag hat Präsident Wilson die Namen der County Behörden der 105 Counties des Staates Kansas bekannt gegeben, die bei der Aushebung entscheiden, wer berechtigt ist unter dem Ausnahme-Paragraph frei zu sein. Die drei Beamten sind der Sheriff, der County Clerk und County Gesundheitsrat oder auch County Arzt genannt. In Marion County haben einige laut geschrieen, daß etwas faul sei, daß der dortige County Arzt nicht ernannt worden sei. Auf der vorliegenden Liste steht aber dessen Name doch. So weit wir die Liste untersucht haben, ist von der Regel auch keine Ausnahme gemacht worden. Mag ja wohl leicht möglich sein, daß einer oder der andere dieser Beamten nicht dienen kann, oder auch nicht will. In Stanton County ist Elam Hilty (Mennonit) auf der Behörde als County Clerk. Ob sonst noch andere Mennoniten in den Behörden sind, ist uns nicht bekannt.

Daß diese Behörden nicht eine leichte Aufgabe haben werden, das kann sich ein jeder denken; denn es werden wohl blutwenige junge Männer so eifrig sein zu geben, daß sie den Versuch machen werden ihren Pflichten gegen Weib und Kinder. oder Farmarbeit usw. zu entgehen und daß die Behörde sie an ihre diesbezügliche Pflicht erinnern müßte. Die Arbeit der Behörden wird wohl, trotz allem, was man in schönen Worten über den Patriotismus gesagt hat, darin bestehen, so wenige durch den Ausnahmesieb zu lassen als nur eben möglich. Die Behörde wird natürlich Regeln erhalten von oben nach denen sie sich richten muß, aber das ganze System bringt es einmal mit sich, daß der Einzelbürger gewissermaßen wie ein um Gnade bittender Verurteilter vor andere Bürger treten, und aus ihrer Hand sein „Urteil" entgegen nehmen soll. Wie Sprecher Clark ganz richtig sagte: das Wort „conscript" (Ausgehobener) erinnere ihn an das Wort „convict" (Verurteilter). Daß man das auch in militärischen Kreisen so auffaßt, das zeigt z. B. dieser Umstand, daß Rekrutensammler in New York sich dieses Schlagwortes bedienten um ihre Opfer in die Freiwilligenlisten einzutreiben." Sei nicht ein Hammelschinken, der auf den Hundefänger wartet!" Solche Mittel sind sogar dem Hetzer in dem „Outlook" zuwider, und er rügt sie gehörig; und unser einem scheinen sie die Humanität, die Menschlichkeit, um die wir ja kämpfen, sehr zu gefährdeten. Sie sind die Mittel des brutalen Militärismus, und sie säen einen Samen in unserm Lande, der für unser Wohlergehen gefährlicher ist, als fremde Heere. Das Schlimmste, das einer Nation widerfahren kann, ist nicht, daß sie im Kriege geschlagen wird, sondern daß sie moralisch und religiös verkommt.

Theoretisch kann man, für die Aushebung manches sagen. In unserm Gesetz ist z. B. vorgesehen, daß solche, die aus religiösen Gewissensgründen gegen Krieg sind, nicht Waffen tragen brauchen. Diese Ausnahme scheint aber an die Zugehörigkeit geknüpft zu sein, und das scheint uns unrecht zu sein.

Das Aushebungsgesetz will die Männermacht unseres Landes da verwerten, wo sie mit größestem Vorteil arbeiten kann. Es will alle möglichst gleich behandeln. Es will die Nation stark machen. Es will normale Zustände so wenig als nur möglich stören. Diese Dinge bergen Möglichkeiten fürs Gute in sich; sie enthalten auch Gefahren. Wie sich die Sache praktisch durchführen lassen wird, das wird die Zeit lehren. Wir hoffen, daß das Aushebungssystem am Ende dieses Krieges in allen Ländern seinen Todesstoß erhalten wird. weil es nach unserer Ueberzeugung die Grundlage für den Militärismus — für die Idee, daß Macht Recht macht — bildet. Der Zwangsaushebung möchten wir die Zwangs-, oder noch lieber, die freiwillige Abrüstung aller Nationen gegenüberstellen.

Das Rote Kreuz.

Jetzt da man aufgehört hat mit der fieberhaften Jagd nach Geld für die große „Liberty" Kriegsanleihe, hat man auch angefangen mit der Sammlung von Geldern für das „Rote Kreuz." Da können wir schon eher mit geben: ja, es ist da unsere Pflicht nach Kräften teilzunehmen. Wenn wir gewissenhaft dagegen sind, Wunden zu schlagen dann sollen wir umsomehr bereit sein die Wunden heilen zu helfen. Wer dabei nicht gut persönlich mithelfen kann, der kann doch mit Geldbeiträgen an diesem guten Werk teilnehmen. Was aber die Einschreibung für persönliche Freiwilligen-Arbeit im „Roten Kreuz" anbetrifft, so müssen die Wehrlosen noch auf der Hut sein, in welche Abteilung des „Roten Kreuzes" sie sich einführen lassen. Denn es gibt eine Zivil-Abteilung und eine Militär-Abteilung. Die letztere ist ein Teil der Armee und steht unter der direkten Kontrolle der Militärbehörde, während die Zivil-Abteilung davon frei bleibt. Die Quäker haben ihre jungen Leute, organisiert in dieser Zivil-Abteilung, so daß sie zusammen bleiben können und unter keinerlei Dienst kommen, der gegen ihr Gewissen sein würde. Leitende Männer unter unseren Leuten, sollten sich in Verbindung setzen mit der Organisation der Quäker, die in dieser Sache schon Schritte getan haben. Die Adresse ist: Vincent D. Nicholson, 20 S. Twelfth Str., Philadelphia, Pa. Es ist von großer Wichtigkeit, daß wenn unsere jungen Leute sollten zu solcher Arbeit herangezogen werden, sie dann doch zusammenbleiben und daß sie soviel wie möglich unter Zivil-Verwaltung bleiben und nicht unter militärischer.

J. G. Ewert,
— Aus „Vorwärts" Hillsboro, Kan.

Die Hausfliegen als Ueberträger schlimmer Ansteckungskrankheiten und deren Abwehr.

Während der Mensch die blutsaugenden Stechmücken, die ihn durch ihre oft lange schmerzhaften und juckenden Bisse belästigen, erbarmungslos verfolgt, ist er gegen die Hausfliegen meist von einer unbegreiflichen Duldsamkeit. Empfindet er auch, wenn sie sich scharenweise als ungebetene Gäste mit ihm zu Tische setzen, ihn umzusummen, und sich mit Vorliebe auf den nackt getragenen Körperteilen kitzelnd niederlassen, um den frischen oder eingetrockneten Schweiß abzulecken, diese geflügelten Eindringlinge als „Plage", die er beständig zu verscheuchen sucht, so ist er doch im allgemeinen gegen ihre Anwesenheit in den Wohnräumen so abgestumpft, daß er nichts zu ihrer Ausrottung tut. Noch sieht das Volk in ihnen die zwar lästigen, aber doch im übrigen Lebensgenossen des Menschen, die nun einmal untrennbar von seiner Behausung sind. Erst in unseren Tagen hat man erkannt, daß sie durchaus nicht harmlos sind, sondern die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts darstellen, die durch ihre ekelhafte Gewohnheit, sich abwechselnd auf Auswurf- und Schmutzstoffe aller Art und dann wieder schmarotzend auf unsere Speisen oder auf uns selbst zu setzen, unsere Gesundheit im hohen Maße gefährden; denn sie sind, wie neuere Untersuchungen unzweideutig nachgewiesen haben, die gefährlichsten Verbreiter von Cholera, Typhus, Ruhr, Tuberkulose, Rotz, Aussatz, Maul- und Klauenseuche und anderen Krankheiten und sollten deshalb vernichtet werden, wo man sie immer trifft. Besonders im Frühjahr ist es ein gutes, verdienstliches Werk, den überwinterten Fliegen rücksichtslos nachzugehen und sie systematisch auszurotten; denn ein jedes Weibchen — und es sind vorzugsweise Weibchen, die überwintern — ist die Ahnfrau einer ungeheuer zahlreichen Familie dieser Feinde des Menschengeschlechts.

Unter der natürlich nicht zutreffenden Annahme ungestörter Entwicklung erreichen die Nachkommen einer einzigen Fliege in unserem Klima in 12—13 Generationen in einem Sommer die Zahl von 12 Millionen, die gegen 800 Pfund wiegen. Derselbe Amerikaner Howard, der dies, auf eingehende Studien gestützt, rechnete, fand in einem Pfund Roßmist 640 Larven und 560 Puppen der Hausfliege. Die Hausfliege legt nämlich ihre 80—90 Eier außer auf faulende und in Zersetzung übergegangene Abfall- und Auswurfstoffe, besonders Dünger des Menschen und seiner Haustiere, in erster Linie in Roßmist. So wurde sie der unzertrennliche Begleiter des Pferdes bei dessen Ausbreitung über die ganze bewohn-

bare Erde und hängt wesentlich von ihm in ihrer Verbreitung ab. Und da durch das Aufkommen der Automobile die Zurückdrängung des Pferdes in den großen Städten mehr und mehr überhand nimmt, hat diese Tatsache wenigstens das eine Gute, daß damit auch die Entwicklungsmöglichkeit der Hausfliege wenigstens hier zum Wohle der Städter immer mehr eingeschränkt wird. Je nach der Temperatur reift das Ei der Fliege in acht Stunden bis wenigen Tagen. Die ausgekrochenen weißlichen, fußlosen Maden häuten sich dreimal, bevor sie sich nach 1—14 Tagen verpuppen. Zur Verpuppung sucht die Larve einen geschützten, etwas trockenen Ort auf, in dem sich nach weiteren vierzehn Tagen die Entwicklung zum fertigen Insekt vollzieht. Sofort nach dem Verlassen der Puppe beginnt die Fliege rasch trocknende Flügel zu entfalten, mit denen sie alsbald Flugversuche anstellt. Schon nach zehn Tagen beginnt das Weibchen nach erfolgter Befruchtung mit der Eierablage, die sich in ebenso kurzer Zeit einigemal wiederholt.

Mit Rücksicht auf die Einleitung von Vernichtungsmaßregeln ist es wichtig, zu wissen, daß die Fliegen in allen Stadien ihrer Entwicklung und Verwandlung überwintern können. In Ställen, Kellern, Häusern, in denen geheizt wird, setzen die Weibchen ihre Eierablage ausnahmsweise auch im Winter fort; meist aber begnügen sie sich damit, sich in dunkle, trockne, versteckte Winkel zurückzuziehen, aus denen sie sich bei Beginn wärmeren Wetters wieder hervorwagen. Indem sie die leidige Gewohnheit haben, überall zu naschen, sich über krankmachenden Kot oder Auswurf herzumachen, und hernach, nachdem sie sich damit besudelt haben, über Speisen für die Menschen einherzumarschieren und an diesen zahlreiche Bakterien abzustreifen, sind sie unheilvolle Gesellschafter des Menschen, die schon weit mehr Personen zu Tode befördert haben, als alle wilden Tiere und Giftschlangen zusammengenommen. Nicht nur am Saugrüssel, sondern auch im Verdauungsrohr können die aufgenommenen Bakterien sich nicht nur am Leben erhalten, sondern sich auch vermehren und in Menge mit dem Kot ausgestoßen werden und durch Speisen oder sonstwie in den Menschen gelangen, um ihn krank zu machen. Und im Fliegenkot können die Bakterien noch viele Tage bis Wochen lebensfähig bleiben und schließlich den Menschen, der mit ihnen in Berührung kommt, anstecken. Am deutlichsten bekunden zahlreiche Beobachtungen der letzten Kriege die überaus unheilvolle Rolle der Fliegen bei dem Ausbruch und der Verbreitung ansteckender Krankheiten. Dann hat man aber auch durch Laboratoriumsversuche deren große Gefährlichkeit in einwandsfreier Weise nachgewiesen.

So ist der Kampf gegen die Fliegen eine von der heutigen Volksgesundheitspflege immer dringender verlangte Notwendigkeit, auf die das Volk immer wieder hingewiesen werden sollte, auf welche die Kinder schon in der Schule mit allem Nachdruck aufmerksam gemacht werden müssen. Die Gesundheitsbehörde sollte es sich zur Aufgabe machen, durch Verbreitung von Flugblättern und bildlichen Darstellungen dieser Verhältnisse oder Modelle für Schulhäuser die große Gefährlichkeit der Fliegen dem Volke darzutun. Durch Aufsätze und Abhandlungen in der Presse sollte das Volk über die gefährliche Rolle der Fliege bei der Verbreitung ansteckender Krankheiten aufgeklärt werden. Beginnend von der Eierablage in Roßmist oder anderem Kot in Ställen, auf dem Abort, in Küchenabfällen u.s.w. bis zur neuen Fortpflanzung könnte das ekelhafte Leben und Treiben dieses unsauberen Hausgenossen des Menschen in aller Deutlichkeit gezeigt werden.

Die Menschen müssen belehrt werden, daß das Dulden von Fliegen in den Wohnräumen nicht nur einen bedenklichen Eindruck von der Sauberkeit seiner Bewohner macht, sondern auch diese direkt gefährdet, daß man nicht gleichgültig gegen die Fliegenplage sein soll, sondern alles unternehmen muß, was sich dagegen machen läßt.

(Ausgewählt.)

Alaska.

„Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" haben die Deutschen unser Amerika genannt. Dieser Name paßt aber ganz besonders auch auf das uns immer noch so wenig bekannte Alaska. Spricht der Amerikaner gern in großen Worten über sein Land, so kann es der Alaskaner erst recht tun. Und wer einmal in den neuen Gegenden unseres Landes gewesen ist — irgendwo im Westen, Südwesten oder Nordwesten — der weiß: Sie verstehen es alle, das Lob ihres Landes zu singen. Und gewöhnlich geht es nach der bekannten Melodie: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr."

Auf der Presbyterianer Assembly in Dallas war dies Jahr ein Mann, der wie die Bescheidenheit selber aussah, und von dem jedermann weiß, daß er nicht zu den Prahlhänsen gehört und auch nicht im Dienst der Landspekulanten steht. Es ist der ehrwürdige Dr. Young, ein alter Herr, der einer der ersten Missionare in Alaska war und dort im Dienste grau geworden ist. Er lebt mit Leib und Seele für Alaska, und wenn er spricht, dann horcht groß und klein gern zu, und seine Bücher über Alaska gehören zum Besten, das man über dieses Land lesen kann.

Dieser alte Herr hatte ein großes Zelt gegenüber von der Kirche, in welcher die Assembly tagte. Er nannte es Home Mission Tent, „the coolest place in the city". Und da zeigte er morgens und abends die schönsten Lichtbilder über das Land seiner Liebe. Da plauderte er ganz ungezwungen über Land und Leute, Leben und Weben von Alaska, und immer hatte er dankbare und aufmerksame Zuhörer.

Und was er alles von Alaska erzählte! Am meisten natürlich von der Mission und ihrer Arbeit unter den Eingeborenen, Indianern und Eskimos. Und die presbyterische Kirche war nicht allein die erste Kirche, die ihre Arbeit anfing, sie ist bis heute auch die wichtigste evangelische Mission in Alaska. Und Dr. Sheldon Jackson, der auch die Brüdergemeine zur Mission in Alaska bewog, wird für immer auf der Ehrenliste stehen. Dr. Young heiratete — die erste Missionarin in Alaska, er weihte sein ganzes Leben jenem Lande, und seine Kinder und Kindeskinder haben dort ihre Heimat gefunden.

Und was er alles erzählte: Alaska hat die größten Goldminen der Welt, die größten Kupferminen, die größten Kohlenlager, die größten Wälder, die reichsten Ländereien für den Bauer und den Viehzüchter. Wie überraschten uns die reichen Erntefelder, wie die schönen Viehherden, die uns im Bilde vor Augen geführt wurden. Und gar das Gemüse, und die Blumen und das Obst! Nirgends, sagte Dr. Young, habe er so viele und so schöne Blumen gesehen, wie in Alaska, selbst nicht in Texas. Und einen Krautkopf zeigte er, der (sage und schreibe) 35 Pfund wog. Wenn Münchhausen solche Sachen erzählt hat, haben die Leute gelacht. Wenn aber ein ernster Mann wie Young sie erzählt und dazu Krautkopf und Wage im getreuen Bilde zeigt, so muß man es glauben.

Auch sonst war er des Interessanten von Alaska voll und schloß seinen Vortrag mit einem schwungvollen, selbstverfaßten Gedicht, in welchem seiner Liebe für dieses Land des Nordens warmer Ausdruck verliehen wurde. Man bekam geradezu Lust, selbst aufzupacken und nach Alaska überzusiedeln, möchte doch dort in dieser bösen Kriegszeit noch irgendwo ein Winkelchen sein, fernab von dem Hader und Toben des männermordenden Krieges. — „Der Presbyterianer" — W. C. L.

Die Grippe.

Mehr als von jeder wirklich schweren Krankheit gilt von der Grippe, daß sie „mit Vieren kommt und auf Schnecken geht."

Daß mit Arzneien und Hausmitteln nichts gegen Grippe auszurichten ist, beweist die Erfahrung. Auch die beliebte Alkohol- oder Grogkur ist recht unsicher und oft nicht ungefährlich. Stets aber bleibt, wenn die Grippe mit Arzneien oder Alkohol bekämpft wurde, eine höchst empfindlich lange Störung des Allgemeinbefindens zurück, die oft erst nach Monaten weicht. In einsichtigen ärztlichen Kreisen kommt immer mehr zur Bekämpfung dieses tückischen Gastes eine gemäßigte und individualisierte Wasserbehandlung auf. — Sie hat den großen Vorzug, daß bei ihrer richtigen Anwendung der Erkrankte nicht nur nach einigen Tagen das Bett verlassen kann, sondern vor allem sich verhältnismäßig sehr schnell wieder ganz wohl befindet, in einzelnen Fällen sogar ganz auffallend wohl „wie neugeboren." Diese Wasserhandlung bezweckt nun nichts anderes, als das, was die Aerzte der guten, alten Zeit schon vor hundert Jahren als Panazee für alle Krankheiten zur Anwendung brachten und was neuerdings wieder bei den Heilkünstlern sehr in Schwung

kommt: ein recht gründliches, möglichst ausgiebiges — Schwitzen.

Und der Erfolg bestätigt den Ruf des alten Universalmittels; nach starkem, gründlichem Transpirieren tritt eine schnelle und auffallende Besserung ein.

Es fragt sich also — auf welche Weise dieser Effekt am schnellsten und leichtesten herbeizuführen ist. Und da kommt es auf die Persönlichkeit des Kranken und auf die Natur der Krankheit an. Im allgemeinen pflegt die Grippe in zwei Formen aufzutreten. Sie beginnt entweder mit heftigem Frost, der sich bis zu Schüttelfrost steigert, mit Uebelkeit, starken Kopfschmerzen und Benommenheit — oder mit Gliederschmerzen und Fieber.

Es kommt nun darauf an, den Schweißausbruch möglichst schnell herbeizuführen und dem Kranken möglichste Behaglichkeit zu verschaffen. — Normal gesunde Menschen — und nur diese dürfen sich selbst behandeln — schwitzen bei Grippe sehr schwer oder gar nicht, auch unter dicken Federdecken, mit heißem Thee u. s. w. — abgesehen davon, daß diese Methode auch bei Fieber nicht in Anwendung gebracht werden darf. — Sehr schnell wird aber der Körper in Transpiration gebracht durch Wasseranwendungen, die natürlich nach Art der Krankheit verschieden sein müssen. — Bei Frost, auch bei Schüttelfrost macht man folgende Anwendung: in die Badwanne, die im wohlgewärmten Raum stehen muß, wird so viel warmes Wasser eingelassen, daß es dem darin sitzenden Patienten bis zur Gürtelhöhe geht. Das Wasser muß so warm sein, daß der Patient es noch gut ertragen kann. Gewöhnlich wird, da ja Frostgefühl vorhanden ist, bis zu 105 bis 108 Grad gegangen werden dürfen. Sitzt der Patient dann eine halbe Minute im Wasser, so läßt man vorsichtig heißes Wasser ganz langsam zu, so lange als er es eben ertragen wird. Man muß natürlich vorsichtig sein, damit keine Verbrühungen stattfinden können.

In diesem heißen Wasser sitzt der Kranke einige Minuten, bis zu vier Minuten. Gewöhnlich tritt dann ein Schweißausbruch an dem freien Oberkörper ein. Je reichlicher dieser ist, desto besser. Bei Angstgefühl legt man eine kühle Kompresse auf das Herz. — Der Effekt ist erreicht, wenn die Stirn feucht zu werden beginnt. Das Bad darf nicht über sieben Minuten dauern. Dann nimmt man den Patienten heraus, tupft ihn mit einem großen Laken sanft ab, hüllt ihn, nachdem ihm nicht zu warme Nachtkleidung— keinesfalls Wollwäsche — angezogen ist, in eine Wolldecke ein und steckt ihn in ein gut erwärmtes, nicht erhitztes Bett, deckt ihn mit einer weiteren Wolldecke zu, giebt ihm ein Glas heißen Zitronensaft — halb Saft, halb Wasser — und läßt ihn ruhig liegen.

Unter hundert Fällen neunzigmal wird die gewünschte Wirkung eintreten. Bleibt sie aus, so wiederholt man die Prozedur nach etwa vier bis acht Stunden wieder. Tritt aber ein starker Schweißausbruch ein, so hat man gewonnenes Spiel. Man läßt dann den Patienten schwitzen „wie einen Braten", so lange er sich nicht dagegen wehrt. Nun füllt man die Wanne mit 78 grädigem Wasser halb voll, bringt den Patienten direkt aus dem Bett möglichst schnell hinein, übergießt ihm den Oberkörper sanft — nicht klatschend — mit dem Wasser, läßt ihn lebhafte Bewegungen machen und sich Arme und Beine selbst frottieren, nimmt ihn nach etwa einer Minute heraus, trocknet ihn gut ab, steckt ihn in frische Wäsche und bringt ihn in ein frisches, gut erwärmtes Bett, wo er sich höchst behaglich fühlen wird und leicht zugedeckt, bei etwa 65 Grad Zimmertemperatur in einer frischen Luft ruhen muß. Zu essen bekommt er — nichts. Nur bei starkem Hungergefühl eine Tasse Schleimsuppe.

Danach wird die Nacht gewöhnlich sehr gut verbracht werden. Stellen sich am nächsten Tage wieder Symptome ein (Frieren, Schüttelfrost), so wird die ganze Prozedur wiederholt.

Bei Fieber wird folgende Anwendung gemacht: In die Badewanne kommt etwa sechs Zoll hoch Wasser von 90 Grad. Der Kranke setzt sich in die Wanne, und man reibt ihm Arme, Beine und Oberkörper recht gut mit Wasser ab, übergießt auch den Oberkörper oft recht sanft. Besonders die Füße müssen energisch gerieben werden. Dies wird 10 Minuten fortgesetzt, und sollten dann die Achselhöhlen noch nicht feucht und kühl sein, noch weitere fünf Minuten. Nun tupft man den Körper ein wenig ab, streift ein möglichst grobes Nachthemd über, wickelt ihn ganz in eine Wolldecke und bringt ihn zu Bett, worauf man ihn gut zugedeckt schwitzen läßt. Tritt kein Schweiß ein, sondern Erhöhung der Temperatur, so muß nach zwei Stunden die Prozedur wiederholt werden und nötigenfalls nach weiteren zwei Stunden ein drittes Mal.

Schwitzt der Kranke, so wird er bei der ersten Anwendung gebadet.

Sind kalte Füße vorhanden, so wird eine Wärmeflasche oder Kruke mit kochendem Wasser gefüllt, mit feuchtnassen Leinentüchern und dann mit trockenen Wolltüchern umhüllt an die Füße gelegt.

Der Fieberkranke erhält frisches, nicht zu kaltes Wasser, auf Wunsch mit Zitrone, keine Nahrung oder Schleimsuppe.

Sollte der Patient aus dem ersten Stadium — Schüttelfrost und Frieren in das zweite — Fieber — kommen, so müssen natürlich die Fieberanwendungen gemacht werden.

Für reine, kühle Luft, für geregelte Verdauung, warme Füße, kühlen Kopf muß peinlich gesorgt werden.

Diät muß auch mehrere Tage nach Besserung noch gehalten werden, die Nahrung bestehe in Schleimsuppen, gekochtem Obst, Grieß und Reisspeisen,, erst vom fünften Tage an dürfen leichte Fleischspeisen genommen werden.

Bei heftigen Kopfschmerzen lege man halbfingerdicke Zitronenscheiben auf die Schläfen.

Werken — Wohnsitz. — Wer des Satans Diener ist und seine Werke tut, der muß auch endlich den für den Satan bestimmten Wohnsitz einnehmen.

Gemeinsinn.

In einem „Aufruf an die Bürger" Mountain Lake's lesen wir im „Unser Besucher": Alle Bürger unseres Städtchens werden hiermit ersucht, am Freitag, den 29. Juni, beginnend um 9 Uhr morgens die gewöhnliche Beschäftigung für eine kurze Zeit ruhen zu lassen und sich an der Ausbesserung „unserer" Straßen in der Stadt zu beteiligen. Man nehme Spaten und Hacke zur Hülfe und reinige Seitenrinnen, fülle die Löcher auf der Straße und so fort. Wenn wir alle einig u. zusammen ans Werk gehen, kann dem Straßenproblem geholfen werden." — Dies erinnert uns einmal wieder an die gemeinschaftlichen Arbeiten in den Dörfern in Rußland, die manchmal nicht jedermann passend kamen, überhaupt aber eine gute und praktische Einrichtung waren.

„Feierabend" Luk. 10,39.

Eingesandt von Kath. Regier.

O Bethanien, heilige Stätte
Stiller Eintracht, süßer Ruh,
Wer da Einkehr bei dir hätte,—
Wer eilt dir nicht gerne zu,
Wenn der Abend leis sich neigt
Und der Mond am Himmel steigt?

Stille zu des Heilands Füßen
Sitzen wie Maria tat
Und in seligen Genüssen
Lauschen seinem weisen Rat,
Das sind Stunden süßer Rast
Nach des Tages Müh und Last,

Heute noch kann man ihn haben,
Diesen Bruder, diesen Freund;
Denn sein göttliches Erbarmen
Immer wieder sich erneut.
Wie er war in jener Zeit,
So bleibt er in Ewigkeit.

Ja, so fern vom Weltgebrause
Dünkt man sich in seiner Näh
Als ob wär man schon zuhause,
Wo man seinen Heiland seh',
Der so freundlich lockt und spricht:
„Komm zu mir, ich schütze dich."

Nur noch einmal.

Auf dem einsamen Kirchhofe in der Waldesecke ist ein frisches Grab. Wenige vertrocknete Kränze liegen darauf, ein einziges Blumenstöckchen ziert es. An diesem Grabe steht ein Mann, er ist noch jung. Hut, Rock und Schuhe sind bestaubt. Er kommt von einer Wanderung zurück. Zu spät! Vor acht Tagen wurde das treue Mutterherz hier eingebettet. Wie hatte es sich nach dem entfernten Sohn gesehnt, wie dringend ihn bitten lassen: „Komm doch, komm! Ich will dir ja verzeihen, ob du mir auch das Herz gebrochen hast mit bösem Sinn.“ — „Es wird so schlimm nicht sein,“ hat er gemeint. Nun steht er hier, zu spät! Nun wird er sich's bewußt: es war das einzige Herz auf dieser Welt, das ihn geliebt hat. Er sinkt auf die Kniee. „Ach, was habe ich verschuldet! Mutter, Mutter, hast du mir verziehen? O, könnte ich noch einmal dir ins Auge sehen, noch einmal deine Stimme hören! Könntest du noch einmal deine Hand aufs Haupt mir legen, wie du es mir als Kind getan hast! Nur noch einmal!“—Doch zu spät.—

An den Anschlagsäulen in Berlin befand sich einmal ein gelbes Plakat, auf dem in großen Buchstaben zu lesen war: „Alfred! Komm zurück, es soll alles verziehen sein. Dein Vater.“ Welch eine lange, traurige Geschichte mag hinter diesen Worten liegen! Der Vater muß bitten: „Komm zurück!“ und im voraus Vergebung versprechen, wo es doch Kindespflicht ist, sich unaufgefordert aufzumachen und sie zu suchen. Aehnlich bittet der himmlische Vater den Sünder: „Komm, Ich will dir alles vergeben!“

Kohlenpreis zu hoch.

Kriegssekretär Baker erklärte heute, daß er den Preis von $3 per Tonne für Weichkohlen an der Grube, auf den die Bergwerksbesitzer sich geeinigt haben, für absolut zu hoch erachte und daß sein Department unter keinen Umständen diesen Preis für Kohlen, die für Kriegszwecke benötigt sind, bezahlen werde.

Auch Sekretär Lane vom Department des Innern und andere hochstehende Regierungsbeamte nannten den $3-Preis einen ungehörigen Ausbeutungsversuch, dem entgegengetreten werden müsse. Ferner wurde der Standpunkt vertreten, daß das von den Grubenbesitzern eingesetzte Komitee keinen Grund für die Annahme gehabt habe, daß die Regierung zu einem derartigen Preis ihre Zustimmung geben würde.

Mitbezug auf die letzten Donnerstag in einer Konferenz von Kohlengrubenbesitzern und Vertretern der Regierung beschlossene Preisermäßigung wurde heute erklärt, daß diese Preisreduktionen nur vorläufig seien. Sie würden erhöht oder ermäßigt werden, je nach dem Befund der Handelskommission, die den Kostenpunkt der Kohlenproduktion untersucht.

Brasilien hebt Neutralität auf.

(Associated Press Telegram)

Washington, D. C., 30. Juni. Der amerikanische Botschafter Morgan in Rio de Janeiro kabelte heute, daß die brasilianische Regierung formell ihre Neutralitätserklärung formell ihre Neutralitätserklärung widerrufen habe.

Der Verlauf der Rekrutierung.

Laut dem heute bekannt gegebenen Bericht des Kriegsdepartments betrug die Zahl der Anwerbungen für die reguläre Armee in allen Teilen der Vereinigten Staaten gestern nur 1290, sodaß von den erhofften 70,000 Rekruten noch über 50,000 zu suchen sind.



Erzählung.

Lux Crucis.

(Fortsetzung.)

Fabian und Myrrha machten von der Erlaubnis des Kaisers Gebrauch und eilten, als das Fest auszuarten begann, miteinander fort. Der Widerhaken, den Tigellinus' Rede in der Brust des jungen Mannes geworfen hatte, saß noch fest, aber jetzt verwischte die Gegenwart der Geliebten all seinen Zorn und Kummer, all seine Furcht, ja sogar selbst die Besorgnisse wegen Myrrhas Zukunft. Heute nacht hatte er vor aller Welt seine Liebe zu ihr bekannt; ohne Scheu und mit einem Mut, der sein Herz mit Seligkeit erfüllte, hatte auch sie ihre Gefühle offen gezeigt. Als die Verlobten den Saal verließen, hatte ihre Hand auf seinem Arm gelegen, und ihre magische Berührung durchbebte ihn noch jetzt ebenso mächtig wie in jenem erhabenen Augenblick, als sie zum erstenmal ihre Hand in die seine gelegt hatte. Fabian dachte an Berenike, an ihre herausfordernden, wütenden, höhnischen Worte, an all ihre Spitzfindigkeiten und an ihren Spott über die zarte Neigung, die ihm zuteil geworden war. Gleichwie die Worte des Tigellinus, so brannten auch die ihrigen noch in seinem Herzen! Wer kannte die Empfindungen des menschlichen Herzens besser als sie! Wer hatte sie unter allen Verhältnissen in Tugend und Laster erprobt wie sie? Hatte Berenike wahr gesprochen? Hätte Myrrhas Herz jedem andern beliebigen Jüngling dieselbe Antwort gegeben wie ihm? Hatte er ihre Liebe nur gewonnen, weil er als der erste sich darum bemüht hatte? Fabian kannte Myrrhas einfaches Leben und wußte, wie wenig Gelegenheit zum Wählen sich ihr geboten hatte. Welche Gefühle belebten wohl die Einsamkeit eines jungen Mädchens, und was für Helden schuf sich ihre Phantasie? Wie sah es in der Tiefe des Herzens aus, das hier dem seinen so nahe war — und welchen Ersatz würde ihm Myrrha für seine Liebe, für die ihm von jener aufgebrachten Frau angebotene und von ihm zurückgestoßenen Leidenschaft geben? Jene Frau hatte ja die Gefühle seiner sanften Liebe als schwach und kindisch verhöhnt! — Myrrah, so weiß, so hold, so zart und. scheu, fast bis zur Furchtsamkeit, im Gegensatz zu dem Sturmwind Berenike! Die Liebe zu Myrrha erfüllte sein ganzes Herz, aber wie stand es mit ihrer Liebe zu ihm?

Nur einem Mann, der eine Berenike gekannt hatte, konnten zu solcher Stunde und in der Gesellschaft der Geliebten derartige Gedanken kommen! Damals, als Fabian für die jüdische Fürstin schwärmte, dachte er überhaupt nichts; er vergaß alles über dem berauschenden Gefühl ihrer Gegenwart und dem hohen Glück, daß auch sie ihm ihre Liebe bekannte. Wie wahnsinnig eifersüchtig er damals gewesen war, konnten alle die bezeugen, die den Landpfleger Felix gekannt hatten. Aber trotz aller Macht, die Berenike einst über ihn besaß, hatte sie doch niemals sein Innerstes so bewegt wie dieses Mädchen hier, das mit einer bloßen Berührung ihres Armes sein ganzes Innerstes erbeben ließ. Wie kam das?

Fabian war jünger, als man nach seinem ernsten Wesen und der hohen Stellung, die er sich errungen hatte, vermutet hätte. Noch nicht ganz dreißig Jahre alt, brannte in seinen Adern noch das ganze Feuer des Jünglings, aber er fühlte Kräfte und Fähigkeiten in sich, die Berenike selbst in ihren hingebendsten Stunden nicht hatte in Bewegung setzen können. Hatte die Schwester des Herodes Agrippa das empfunden, und hatte das in ihr diese neue Leidenschaft und dadurch auch ihren gewaltigen Zorn erregt? Fabian wußte es nicht, es kümmerte ihn auch nur insofern, als die Sicherheit des heißgeliebten Wesens an seiner Seite damit zusammenhing. Aber war wohl Myrrha überhaupt fähig, seine Liebe mit einer ähnlichen Leidenschaft zu erwidern? Oder sollte sein Leben dadurch arm werden, daß er liebte, ohne wirkliche Erwiderung zu finden? Mußte er sich in Kummer verzehren, weil er viel zu früh ihr Herz erweckt hatte, das nun niemals einer Leidenschaft fähig wurde, die an Größe der seinigen glich? Diese Gedanken keimten auf aus dem Samen, den Berenikes Worte in sein Herz gesät hatten. Wäre er nicht in der Rolle des Liebhabers aufgetreten, so wäre vielleicht von irgend einem Paolo das Herz seiner Myrrha in matte Bewegung versetzt worden. Fabians Gedanken waren seiner selbst und seiner Liebe unwürdig; aber er erinnerte sich an Berenike, und das entschuldigte ihn einigermaßen. Die Liebe straft jede Verletzung ihrer Gesetze, und ihre Richtersprüche sind streng und unerbittlich. Wieviel Wahrheit lag wohl in den höhnischen Worten Berenikes?

Fabian liebte Myrrha, — liebte sie mit der ganzen Glut und Stärke eines Herzens, das einst enttäuscht worden war, — aber diese Liebe hatte er weder zergliedert, noch sich die Gründe dafür zu erklären gesucht. Ihm genügte, daß er liebte — daß Myrrha schön war, und daß ein Etwas in ihrem Wesen ihn mächtig anzog. Als sie ihm ihre Gegenliebe gestanden hatte, überließ sich sein jauchzendes Herz ganz der Freude; es fiel ihm nicht ein, ein Maß an ihre Gefühle zu legen. Aber jetzt bedrückten die Worte Berenikes sein Gemüt. Er durchforschte ein eigenes Herz und suchte aus seiner Seele heraus in der ihren zu lesen. Die erhabenste Leidenschaft des Herzens kennt keine Logik. Sie ist ein Naturtrieb und kein Gesetz. Aber dennoch ist die Liebe die stärkste Triebfeder der ganzen Menschheit — ihr Hauptinstinkt — und die Natur wird ihr gerecht, indem sie die Liebe, wenn diese rein ist, zu etwas Göttlichem macht. Myrrha war eine ganz einfache Natur; sie liebte die Schönheit, und selbst schön, flößte sie andern Liebe ein. Die traurigen Ereignisse ihrer Kindheit hatten sie ernst gemacht und eine ungeahnte Festigkeit in ihr entwickelt. Von klein auf hatte sie viel in ihrer eigenen Gedankenwelt gelebt, sie hatte eine lebhafte Phantasie und reine Beweggründe, und trotz ihres kleinen Gesichtskreises waren ihre Lebensanschauungen klar und richtig. Weil sie selbst Kraft in sich fühlte, bewunderte sie die kraftvollen Menschen, und obgleich ihre Stimme weich und ihr Wesen nachgiebig war, hatte sie doch selbständige Gedanken. Als echte Frau liebte sie alles Schöne, und der sie umgebende Duft von Poesie und Romantik vermehrte noch ihren Liebreiz und machte das Zusammensein mit ihr ganz bezaubernd. Kein Wunder, daß Fabian das Mädchen liebte, aber wie heiß auch seine Liebe glüht, er sollte erst noch erfahren, wie sehr er selbst zu beneiden war.

Durch die langen Korridore, an den Reihen von Wachen auf den Marmortreppen vorbei, waren die Liebenden in den Garten gegangen. Hier führte ein Fußpfad aus dem Lichtkreis in den kühlen Schatten. Die wartenden Diener hatten sich um die Eingänge zum Palaste geschart, wo die aus dem großen Gebäude herausdringenden Gerüche, die Fröhlichkeit und der Lärm die Außenstehenden in große Aufregung versetzten. Niemand beobachtete die Verlobten; sie gingen den Pfad entlang, der zwischen duftendem Gebüsch immer breiter

wurde und schließlich in einem mit Kies bestreuten Rondell endete, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte. Von den Feuertürmen her drangen helle Lichtstreifen durch das Laub der Bäume und fielen wie goldene Flecken auf den hellen Kiesboden und das weiße Marmorbecken. Das Wasser schlug leise plätschernd an die Steinfiguren des Brunnens und klang wie eine zu Ehren der Nacht angestimmte Melodie. In einer Rosenlaube lud eine Bank das junge Paar zum Sitzen ein. Als Fabian Myrrha zu der Bank hinzog, erwiderte ihr Händedruck den seinigen, und zusammen setzten sie sich nieder.

Myrrha seufzte und lachte dann leise auf — Seufzen und Lachen, beides drückte Erleichterung aus.

„Bist du müde?" fragte er zärtlich.

„Ja, ich bin müde," antwortete sie und wandte ihm ihr Gesicht zu. „Die Menschenmenge, das Fest und die Ereignisse des Abends haben mich aufgeregt."

Ihr Gesicht sah er zwar nur undeutlich, er konnte aber dem Impuls seines Herzens nicht widerstehen; leise beugte er sich vor und küßte sie — und jeder andere Gedanke als der an ihre Nähe schien in dem sie umgebenden Schatten unterzutauchen.

„Kannst du mir verzeihen?"

Sie seufzte noch einmal und lachte dann wieder. Vertrauensvoll gab sie sich seinen Liebkosungen hin. Jene edle Zurückhaltung, die wie ein Schild die Jungfrau beschützt, hatte von ihm nichts zu fürchten. Vor allen Würdenträgern Roms hatten sie ihre Liebe erklärt. Keine Verlobung konnte heiliger, kein Band bindender sein! Durch sein eigenes offenes Geständnis war er der ihre geworden, und sie war sein geworden, weil sie sich mit ganzer Seele zu ihm bekannt hatte. Ein Strom zärtlicher Gefühle durchflutete beide. Ihre Herzen schlugen im Einklang mit der sanften Musik des Springbrunnens und mit dem leisen Rauschen der Nacht.

Dennoch war Myrrha von ganz andern Gefühlen bewegt als Fabian; sie fand ihr Glück in dem Bewußtsein, geliebt zu werden — in dem Gedanken, daß der Fabian, an dem sie, solange sie ihn kannte, beinahe mit Ehrfurcht emporgesehen hatte, sich jetzt in Liebe zu ihr neigte, daß ihre Nähe ihn bewegte, und daß in ihrer Gegenwart sein schönes Gesicht vor Freude glühte. Auch er fühlte sich glücklich, war sich aber dabei mehr nur seines eigenen Glücksgefühls bewußt.

Einige Zeit saßen die Liebenden schweigend da, dann fragte Myrrha:

„Was hatte denn die Szene heute abend zu bedeuten, mein Fabian? Mich wolltest du doch nicht damit prüfen? Dahinter steckt etwas!"

„Ja," erwiderte er.

„Sag' es mir!" drängte sie.

„Hast du Mut — bist du tapfer?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ob ich Mut habe, weiß ich nicht," antwortete sie. „Ich weiß nur, daß ich dich liebe. Es gibt nichts, gar nichts, was du auch denken, was dir auch drohen mag, das ich nicht hören möchte. Wenn du sterben müßtest, und selbst wenn auch ich an dieser Nachricht sterben müßte, so möchte ich doch viel lieber diese Nachricht erfahren, als gar nichts von dir hören."

(Fortsetzung folgt.